UC-NRLF
$B 745 909

Gegen die Russen

mit der Armee Hindenburgs

Kriegsberichte

von

Paul Lindenberg

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

IN MEMORY OF

GEORGE V. LANTZEFF

Paul Lindenberg.

Gegen die Russen
mit der Armee
Hindenburgs

von

Paul Lindenberg
Kriegsberichterstatter
beim Oberkommando des Ostheeres

Zweite Auflage
6. bis 12. Tausend

Verlag von S. Hirzel in Leipzig
1915.

LANTZEFF

Copyright by S. Hirzel at Leipzig, 1914

Zur Veröffentlichung zugelassen
vom Stellvertretenden Generalstab
Abteilung III B.

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

Digitized by Google

D551
L59

Vorwort.

Das durch ein abwechslungsreiches, buntbewegtes Leben stets ersehnte Glück, die wehrhaften Söhne unseres Vaterlandes im Kriege zu begleiten, ihre Tapferkeit, Hingebung, Aufopferung einem weiten Leserkreise zu schildern, wurde mir zuteil.

Mitte August durch den Großen Generalstab in Berlin dem Armee-Oberkommando des Ostheeres als Kriegsberichterstatter zuerteilt, war es mir vergönnt, die Ruhmestaten der Armee Hindenburgs zu verfolgen, sie bei verschiedenen Kämpfen aus nächster Nähe zu beobachten.

Die nachstehenden Schilderungen erschienen zum Teil im Berliner Tageblatt, in der Schlesischen Zeitung und in einer Reihe anderer deutscher Blätter, jede in besonderer Form, viele sich ergänzend, da oft die Fülle des Erlebten und Gesehenen zu reich war, um auf einmal erschöpft zu werden. Es sind meist Augenblicksbilder, stets in frischester Empfindung niedergeschrieben, häufig freilich unter recht ungünstigen Verhältnissen, was manches in der Flüchtigkeit der Wiedergabe entschuldigen mag. Aber ich wollte ihnen auch in Buchform nichts nehmen, nichts hinzusetzen, eben weil diese literarischen Momentaufnahmen vielleicht gerade als solche Interesse erwecken und spätere, gründlichere Schilderungen ergänzen.

Mußte die Feder auch noch so hastig über das Papier rascheln, stets wurde sie geführt von der Bewunderung über die Heldentaten unserer Offiziere und Soldaten, die auch im Osten unter den schwierigsten Bedingungen das kaum für möglich Gehaltene, kaum Erwartete und Erhoffte leisteten, voll freudigen Stolzes ihr Leben für die bedrohte Heimat opfernd, voll siegreicher Pflichttreue ihren Schwur blutig besiegelnd: „Mit Gott für König und Vaterland!"

Beim Oberkommando des Ostheeres,
30. Oktober 1914.

Paul Lindenberg.

Meinen beiden Jungen

Harald Bernhard und Detlev Alfred

gewidmet.

Auf daß sie, wenn Kaiser und Vaterland sie dereinst rufen, mit derselben Begeisterung und Hingebung die Waffen ergreifen, wie unsere Helden im Jahre 1914.

I.

Abschied. — Auf der Fahrt. — In Westpreußen.

Dirschau, 22. August 1914.

Frühmorgen in Berlin. Alles noch still und verschlafen in den Straßen des äußeren Westens. Da, trab-trab, trab-trab, klappert es heran, näher und näher, verstummt vor meinem Hause. Die munteren Braunen, die das mit einem Verdeck aus Segeltuch versehene, offene Gefährt gezogen, schnauben lustig, als freuten auch sie sich, daß es nun endlich hinausgehen solle aus der stickigen Stadtluft in das frische, aufregungs- und erlebnisreiche Feldzugsleben: „Kriegsberichterstatter-Ost" und der Name des Schreibers Dieses wie seines näheren Reisegefährten steht an dem leichten Wagen, von dessen Bock die beiden bewaffneten Ordonnanzen herabgesprungen sind, um das Gepäck aufzuladen. Allerhand Koffer und Kasten, mit möglichster Beschränkung des Inhalts, obwohl man sich auf mehrere Monate einrichten muß; aber der Raum ist eng, man muß die Sachen stets zur Hand und unter Aufsicht haben, da hieß es, manches zurücklegen, was man soeben noch als „ganz unentbehrlich" betrachtete! — Gerade 6 Uhr. Schnell den braven Soldaten, die uns vom Generalstabe als Burschen zuerteilt wurden und uns eventuell auch mit Wehr und Waffen beschirmen sollen, den dampfenden Kaffee gereicht, noch einige Anordnungen, die Pferde ziehen an, rasch ist ihr heller Hufschlag verhallt. —

Drei Stunden später auf dem Charlottenburger Bahnhofe. Alles pünktlich zur Stelle. Wir fünf Berufsgenossen von der Feder, die amtlich zum östlichen Kriegsschauplatze zugelassen wurden; die Ordonnanzen melden, daß Wagen und Pferde — die wir uns anschaffen mußten — gut verladen seien. Dort unser umsichtiger,

liebenswürdiger Generalstabs-Hauptmann Berrer, unser Leiter und Begleiter, an den in letzter Zeit wahrlich eine Überfülle von Ansprüchen aller Art gestellt worden war, die ebenso rasch wie straff erledigt wurden. „Wie lange wir fahren werden, meine Herren", meint er, „weiß ich selber nicht, ob 24, ob 36 Stunden, auch noch nicht unser Ziel, wir werden es unterwegs erfahren. Ein Wagen ist für uns reserviert, er wird, wenn nötig, mit unseren beiden Gepäck- und Pferde-Wagen anderen Zügen angehängt."

„Zurück! Zurück!" Der endlos lange Personenzug, der nach einer ganzen Reihe von Tagen zum erstenmal wieder gen Osten fährt, läuft ein, schnell von einer drängenden, hastigen Menge in Beschlag genommen. Die Abschiedsminute ist da, fromme Wünsche und liebe Hoffnungen werden mir zugeflüstert, eine letzte Umarmung, ein letzter Kuß, ein letztes: „Auf frohes Wiedersehen!", und nur noch die wehenden Tücher bilden auf flüchtige Sekunden das Zeichen langer, schmerzlicher Trennung! — Und doch ist unsererseits die wehmütige Stimmung schnell überwunden! Zu stark und freudig ist die Genugtuung, an Großem und Weltgeschichtlichem teilnehmen zu können, wenn auch nur als Zuschauer, zu lebhaft die Spannung, wichtigen Ereignissen entgegenzusehen und sie schildern zu können, zu tief der Wunsch, recht bald vorwärts zu gelangen, möglichst an die Front, bei welcher Äußerung allerdings unser stets auskunftsbereiter Generalstäbler die Stirn merkwürdig in Falten zieht. Na, ganz gleich, es geht doch voran, Berlin liegt hinter uns! —

„Nach Petersburg!" — „Nach Moskau!" hatten Soldaten mit Kreide an unseren Waggon geschrieben, neben etlichen freundlichen Vorausagungen für Russen und Serben. Unser Lokomotivführer schien es nicht allzu eilig zu haben, uns jenen fernen Zielen zuzuführen. Auch nicht die winzigste Haltestelle wurde übergangen, an größeren Orten ward ausgedehnte Pause gemacht. Überall die umfassendste Sorge zur Erquickung der Truppen, häufig luftige Holzhallen mit langen Tischen und Bänken, Blumen und Zweige zum Schmuck, zu ihnen passend die frohbewegte, aufopferungsfreudige, siegessichere Stimmung Aller!

Hier und da entrollten sich bunte militärische Bilder an Brücken und auf Chausseen. Die gesamte Bahnlinie war militärisch bewacht,

Bahnhofs-Kommandanten hatten den Befehl auf den Stationen, mancherlei Anzeichen sprachen für fernere Truppen-Nachschübe, alles und jedes ging in Ruhe und Ordnung. Bewundernd gewann man einen Einblick in das bis ins kleinste geordnete, ungeheure Räderwerk, das mit einer erstaunlichen Genauigkeit und Sicherheit ineinander griff und fortgesetzt ineinander greift, um unser Vaterland zu verteidigen, um ihm neue Ehren, neuen Ruhm zu bringen! —

In unseren Abteilen — je eins für zwei von uns — hatten wir uns schnell häuslich eingerichtet; gegenseitige Besuche wurden abgestattet, die mitgenommenen Vorräte kollegial geteilt, die vom Generalstabe erhaltenen Karten ausgebreitet. Die Zivilstrategen zeigten sich auf ihrer Höhe und lösten mit affenartiger Geschwindigkeit die entscheidendsten kriegerischen Fragen. Jegliche Verzögerung im Aufmarsch innerhalb des schwierigen östlichen Geländes, des Vorgehens und Siegens wurde ebenso schnell wie gründlich mit Hilfe eines guten Rotspons und Portweins beseitigt! —

Um 10 Uhr Ankunft in Schneidemühl. Auf dem Bahnhofe regstes Leben und Treiben. Viel Militär, aber auch viele halb russische, halb polnische Elemente, die, besonders in ihrem verlegen-gedrückten Wesen, nicht den besten Eindruck machten. Sie harrten der Abfahrt des bereits zusammengestellten Zuges nach den Grenzgebieten. In der halben Beleuchtung, die aus bestimmten Gründen vorgeschrieben sein mochte, war alles wie gedämpft; selbst die Freude über die eben bekannt gewordenen Siege in Lothringen konnte nicht zu rechtem Ausdruck gelangen. Für Offiziere und Mannschaften hatte man auch hier eifrig Sorge getragen, alkoholische Getränke wurden an sie nicht verabfolgt, auch unser Hauptmann erhielt nicht das verlangte Glas Bier und nahm willig dafür die angebotene Limonade. Eine verhärmte, schwarzgekleidete Frau drängte sich an uns heran: „Wo kommen die Herren her?" — „Aus Berlin." — „Das böse Berlin!" — „Warum?" — „Schickt uns so wenig Soldaten!" — „Kommt auch noch, Frauchen, nur ein bischen Geduld!" —

Wir konnten uns ja in dieser bei vielen Sterblichen recht knapp vertretenen Tugend zur Genüge üben. Ein Telegramm aus Berlin hatte unseren militärischen Begleiter hier erreicht, das unserer Reise einen anderen Lauf gab. Und über drei Stunden vergingen, ehe für

uns das Abfahrtszeichen erscholl. Dann machte man sich's in seinem Abteil so bequem wie möglich und brauchte nicht erst lange Herrn Morpheus um sein Erscheinen zu bitten. —

Am nächsten Morgen goldener Sonnenschein. Weithin die ebene ostdeutsche Landschaft. Dunkle Tannenwaldungen, leuchtende blaue Seen, rotes Heidekraut. Bilder tiefsten Friedens, hier buntgescheckte Kühe auf satter Weide, dort Vorbereitungen zur Wintersaat, da spielende Kinder vor schmucken Gehöften. Und nun als Gegensatz: In einem von der Grenze uns begegnenden Zuge Verwundete; die leichter Verletzten in den Abteilen sitzend, die schwerer Getroffenen in Güterwagen auf über Heu und Stroh ausgebreiteten Decken liegend. Die Mehrzahl schien guten Mutes zu sein. Ein Unteroffizier, Kopf und linke Hand im Verband, rief uns zu: „Wir kommen bald zurück, dann gibt's neue Dresche!" und er erhob drohend den gesunden rechten Arm gen Osten.

Gen Osten ratterte unser Zug mit der ihm eigenen Bedächtigkeit, uns nach 25stündiger Fahrt an unserem vorläufigen Ziele Dirschau absetzend. Ja, hier merkte man deutlich des „rauhen Krieges scharfes Wehen" in zahllosen Anzeichen, merkte es auch in der still-eifrigen Tätigkeit der braven Helfer und Helferinnen vom Roten Kreuz und aus den Mienen und Gesprächen der Offiziere und Soldaten mit dem einzigen Verlangen, bald, recht bald dem Feinde zu begegnen. „Und dann gibt's neue Dresche!" Wie der Unteroffizier uns zugerufen hatte! — —

II.

In Dirschau. — Militärisches Leben. — Flüchtlinge. Zuversicht.

Dirschau, 23. August.

„Auf Zuwiderhandelnde wird sofort geschossen!“ — Dieser mit großen Buchstaben gedruckte Schlußsatz einer Eisenbahn und Brücken betreffenden Bekanntmachung auf dem Bahnhofe des westpreußischen Städtchens kündete uns bei unserem Eintreffen sofort den ganzen Ernst der Lage und den nicht fernen Schauplatz kriegerischer Ereignisse im Osten. Und als Ergänzung fielen unsere Blicke, als wir nach 25stündiger Eisenbahnfahrt von Berlin aus den Wartesaal des hiesigen Bahnhofs betraten, auf einen verwundeten Offizier, der den linken Arm verbunden in der Schlinge trug, und auf eine Gruppe von Frauen und Kindern, die, aus einem der Grenzorte hier eingetroffen, mit Sack und Pack verschüchtert zusammensaßen, ihrer Weiterbeförderung harrend. Wir, die zum Ostheer zugelassenen Berichterstatter, konnten nun in Ruhe unsere Eindrücke, Vermutungen und Hoffnungen austauschen. Unser umsichtiger Generalstabshauptmann hatte sich in die Stadt begeben, um die nötigen Quartiere für uns und die Ordonnanzen zu besorgen, die letzteren luden unterdessen unsere Gefährte, Rößlein und Gepäck aus, und als unser militärischer Führer und Begleiter mit den Einquartierungszetteln zurückkam, da konnte sofort der gemeinsame Einzug in das sonst gewiß sehr beschauliche und trauliche Städtchen stattfinden.

Sonst — jetzt nicht mehr! Auf Schritt und Tritt militärisches, kriegsmäßiges Leben und Treiben! Bunte, oft malerische Szenen überall, im Gegensatz stehend zu den ihr Obst, Gemüse, Kartoffeln friedlich feilhaltenden Hökerinnen auf dem kleinen Marktplatz, auf

den das rotgedeckte Türmchen des schlichten Rathauses gemütlich herabschaut und auf den die Fenster verschiedener, in Eile errichteter militärischer Bureaus gehen. Es schwirrt und wirrt durcheinander von Soldaten aller Waffengattungen und Grade, die mannigfachsten Uniformen tauchen auf, Säbel klappern und Sporen klirren, auch manch geruhsamer Bürger trägt des Königs Rock, das künden die Schmisse auf den gebräunten Gesichtern der Adjutanten des Etappenkommandos, die, soweit es nur irgend möglich, alle Wünsche liebenswürdig erfüllen. Auffallend ist die beträchtliche Zahl der gespornten und bewaffneten Postbeamten, denen der jetzt wohl nicht übermäßige Dienst mit dem gelösten Briefgeheimnis noch genügend Zeit zu kühnen Reiterübungen und russischen Sprachstudien läßt.

Immer von neuem ertönen die schrillen Hupensignale der grauen Kriegsautos, vor denen die in kleineren Trupps von Burschen geführten, gezäumten und ungesattelten Pferde keinerlei Scheu mehr haben; lange Züge von Verpflegungs- und Feldküchenwagen rattern über das holprige Pflaster, das rote Kreuz auf weißem Felde weht uns häufig entgegen, auch auf sehr langsam fahrenden Autos, deren größere Hälfte mit einem Plantuch bedeckt und deren Ziel das Lazarett ist. „Feld-Röntgen-Wagen" steht auf einzelnen Gefährten, die jetzt aufgehalten werden durch eine Herde von Schlachtvieh, denen hochbepackte Heu- und Kartoffelwagen, von Trainsoldaten gelenkt, folgen. Dazwischen Feldgendarmen, Sanitätsmannschaften, Pflegerinnen und fromme Schwestern. Die gesamte Bevölkerung hat sich opferfreudig in den Dienst der Nächstenliebe gestellt und übt ihn hingebungsvoll aus, wozu in diesen Tagen sich häufig wiederholende Gelegenheit bietet. Mancherlei Erzählungen der Verwundeten sickern durch, wie sie stets gegen eine große Übermacht zu kämpfen hatten, welche Ausdauer und Angriffslust unsere braven Truppen bewiesen, wie sie trotz Ermüdung und Ermattung immer wieder vorgegangen seien. Ein arg zugerichteter Wachtmeister erzählt, wie er bei Soldau mit seiner Schwadron mitten in der feindlichen Kavallerie gewesen: „Wir glaubten nicht mehr herauszukommen. „Jungens", rief ich den Leuten zu, „wir wollen unser Leben teuer verkaufen!" Und da hieben wir rechts und links, daß die Lappen flogen, auch wir bekamen tüchtig was ab, mancher blieb, aber mit lautem Hurra

drangen wir durch — wir hatten es nicht mehr erhofft — und wurden mit lautem Hurra von den Unsrigen in den Schanzgräben begrüßt! Ganze Haufen Gefangener fanden wir dann später!"

Die bei Soldau und bei Gumbinnen-Insterburg gemachten Gefangenen müssen nach Tausenden und Abertausenden zählen. Ist die Dämmerung herabgesunken, dann treffen hier zu kurzem Aufenthalt lange Eisenbahnzüge mit russischen Gefangenen ein. Offiziere und Soldaten sind von völlig entmutigtem Wesen, schlecht uniformiert und noch schlechter verpflegt. Ein Infanteriehauptmann traf hier barfüßig ein und suchte seine völlig zerrissene Uniform mit einem langen, arg zerschlissenen Mantel zu verhüllen; er konnte ganz gut Deutsch und meinte: „Den Einzug in Deutschland haben wir uns anders vorgestellt."

Mit dem russischen Einbruch an unbeschützten Stellen Westpreußens rechnen doch viele Bewohner der zunächst gefährdeten Ortschaften. Mit der Bahn wie auf allerhand Gefährten, in wackeligen Kaleschen und auf steilen Leiterwagen, in allerhand notdürftig zusammengeflickten Karreten, von mageren Kleppern gezogen, die oft zehn- und zwölfjährige Knirpse reitend lenken, langen hier täglich die Flüchtlinge an. Nur wenig Hab und Gut führen sie mit sich, vor allem ward dabei der vielen Kinder gedacht, die, wie aus einem Nest, aus den Heubündeln blondköpfig und blauäugig herausschauen, frisch und munter, während ihre Mütter noch deutlich die ausgestandene Angst und die Sorge um die zurückgelassene Habe verraten. Aber spricht man mit ihnen, so ist man verwundert über ihre Gelassenheit und mit welcher Ruhe sie sich ins Unvermeidliche fügen. Das fällt einem auch sonst bei der übrigen Bevölkerung auf, die mit stolzer Genugtuung, aber ohne lautes Jubilieren die Siegesbotschaften aus dem Westen vernimmt, in dem festen Vertrauen, daß die deutsche Wacht im Osten bis zum letzten Blutstropfen ihre Schuldigkeit tun wird. Und die auch keine Besorgnis bei all den Gerüchten von einem Eindringen russischer Truppen in bestimmte unbefestigte Grenzgebiete hegt. Ähnlich wie im oberen Elsaß rechnet auch hier der überwiegende Teil der Einwohnerschaft mit einem solchen Vorkommnis. „Wir werden sie dann schon wieder 'rausbringen, und den Schaden sollen sie uns hundertfach bezahlen!"

An Gerüchten ist natürlich kein Mangel. Bismarcks Wort, daß nirgends soviel gelogen wird, wie bei einem Kriege, einer Jagd und einer Wahl, bewahrheitet sich von neuem. Selbstverständlich wird das Schlimme eher geglaubt als das Günstige. Auch an allerhand Romantik fehlt's nicht; ein kleiner Teil hätte Gregor Samarow zu einem langen, spannenden Roman genügt. Da sollen gleich nach Verkündigung der Mobilmachung Reiter in polnischer Nationaltracht mit flatternder Fahne durch die hauptsächlich von Polen bewohnten Dörfer gesprengt sein und jubelnd ausgerufen haben, daß nun das lange Sehnen der Polen erfüllt und wieder ein polnisches Reich begründet werden würde, die Jünglinge und Männer zum Kampfe gegen Rußland auffordernd; da werden allerhand Verrätereien und Spionagegeschichten berichtet mit Verkleidungs- und Entdeckungsszenen; da ist man geheimnisvollen Lichtsignalen auf die Spur gekommen, und nach der Festnahme knallten die Gewehre!

Von anderer, unbedingter Glaubwürdigkeit sind dagegen die Berichte der schönen, schlanken, trotz des herangewachsenen Sohnes noch so jugendlichen Schwester meines Quartierwirtes, eines sehr angesehenen Bürgers, von den miterlebten Schreckenstagen in Antwerpen. Seit einer Reihe von Jahren in der belgischen Hafenstadt wohnend, in der ihr Mann ein Getreideausfuhrgeschäft betreibt, konnte sie sich mit ihrem Sohn — ihr Gatte war sofort ausgewiesen worden — noch im letzten Augenblick unter den äußersten Gefahren retten. „Das Furchtbarste, was die Zeitungen brachten, ist leider wahr," betont sie eindringlich. „Nie werde ich die selige Minute vergessen, als wir nach einer Wanderung von acht Kilometern die ersten preußischen Soldaten sahen, die uns schon aus der Ferne zuwinkten und zuriefen. Da fühlten wir uns endlich geborgen! Und fühlen dies auch hier, genau wie am Rhein. Wo Deutschlands Fahnen wehen, sind wir in gutem Schutz!" — — —

— —

Auf einer schmalen Holzbank, nahe der gewaltigen, eisernen Brücke über die Weichsel, saß ich gestern vor Einbruch der Dämmerung. Ich hatte einen der Soldaten, die sich den Posten zugesellt hatten, zu dem wachhabenden, mir seit langem befreundeten Offizier gesandt, dessen Anwesenheit mir zufällig bekannt wurde. Vor

dem eisernen Tor schritten die Posten mit geschultertem Gewehr auf und ab, Landwehrmänner, behäbig, gut gepflegt, besonders der eine, ein Gastwirt aus einer Hafenstadt, dem die kürzlich noch so straff sitzende Litewka schon zu weit geworden. Vor wenigen Wochen hatten er und seine Kameraden keine Ahnung, daß sie des Königs Rock tragen würden, heute waren sie Soldaten durch und durch. Gott, steckt uns das Handwerk doch in den Knochen! Und ich dachte des Abschiedwunsches meines stolz seinen Papphelm tragenden und sein Holzschwert schwingenden vierjährigen Jungelchens: „Papa, bring' mir ja ein Kosakenpony mit!" —

Sie hatte ja auch ein so liebes, blondes Bubele auf dem Schoß, die schmächtige Frau, die neben mir saß und den wohlgefüllten Korb behutsam vor sich hingestellt hatte. „'s ist für meinen Bruder, der jetzt eingezogen und hier auf Wache ist", meinte sie, „er soll doch was Gutes haben nach anstrengendem Dienst. Mein Mann, der beim 2. Garderegiment in Berlin gedient hat, sollte auch wieder zu seinem Regiment und wollte es sehr gern. Aber sie haben ihn freigelassen, er ist jetzt auf seinem Posten wichtiger. Er ist Lokomotivführer, fährt zwischen Königsberg und Gumbinnen und er verdient sehr schön, 9 Mark den Tag." Und dann nach dieser und jener Frage und Gegenfrage, erzählte sie weiter: „Mein Mann hat viel mitgemacht, da oben! Hat viel gesehen und erlebt! War auch bei Soldau, dort hat man 2000 Russen in einem Massengrab bestattet. Soll sehr schlimm gewesen sein. Unsere Truppen sollen Übermenschliches geleistet haben, auch jetzt bei Gumbinnen. Ja, und die Russen sollen's ja nun auf Insterburg abgesehen haben." — „Nun, es wird nicht so schnell gehen!" — „Das glaub' ich auch. Wenn wir nur mehr Regimenter hätten. Mein Mann sagt, wenn einer von den Kerls gefallen, sind vier andere für ihn da. Na, desto zäher stehen die Unseren. Und wo die mal hinhauen, da wächst kein Gras mehr." — „Haben Sie keine Angst um Ihren Mann?" — „I nein!" — „Und keine Furcht vor den Kosaken?" — „Bewahre", und sie lachte solch ein ruhiges, sicheres Lachen. „Die sollen man kommen! Wir werden sie schon gut empfangen. Erst können sie mal im Wasser 'rumpatschen; von Elbing bis nah' ran hat man ja alles überschwemmt, die Deiche durchstochen. Doch Adjüs, da kommt mein Bruder, und dann muß ich fix nach Haus, das

Abendbrot für die Einquartierung fertig machen, einen Leutnant mit seinem Burschen und zwei Mann." — „Da verdienen Sie doch auch was?" — „O nein, ich geb' täglich 2 Mark zu. Das tut man gern fürs Vaterland!" —

Das tut man gern fürs Vaterland! Wahrlich, das Herz geht einem immer wieder auf, wenn man sieht, wie auch in diesem westpreußischen Städtchen, das uns seit Sonnabend in Quartier hat, sich alle, alle in den Dienst des Vaterlandes stellen. Mit einer Freude, einer Hingebung, einer Aufopferung, die den Betreffenden als ganz natürlich erscheint, die für uns aber, die unbeteiligten Zuschauer, von stärkstem Eindruck ist. Wie jene schlichte Frau handeln und fühlen hier Tausende. Auch nicht eine Spur von Sorge, trotzdem man mit einem feindlichen Vorstoß rechnen muß, kein ängstliches Wort, keine bangende Miene, dafür unbedingte Zuversicht auf den Sieg der deutschen Waffen auch im Osten. Auf große und rasche Erfolge rechnet man nicht, man ist nicht ungeduldig und harrt nicht von Tag zu Tag auf eine neue Siegesmeldung. Weiß man doch, daß die Russen sehr starke, gut ausgerüstete Kräfte an der ostpreußischen Grenze zusammengezogen haben, Kräfte, die seit drei Jahren immer auf einem gewissen Mobilmachungsfuße standen. Und man ist hier, wie im ganzen Osten überhaupt, recht eingehend unterrichtet über die militärische Lage im allgemeinen. Das ist gut, denn man gibt sich keinen trügerischen Erwartungen hin und rechnet mit wirklichen Tatsachen, wie es im Kriege am besten ist.

Den Krieg merkt man hier an allen Ecken und Enden. Die sonst so friedsam-trauliche Stadt ist von regstem, abwechslungsvollstem, buntfarbigstem militärischen Leben und Treiben erfüllt. Kein Heerlager im eigentlichen Sinne des Wortes, denn die aktiven Truppen sind an der Front, man spürt mehr den Pulsschlag der Heeresleitung eines modernen Feldzuges, die auch an das scheinbar Unbedeutendste denken und rechtzeitig dafür Sorge tragen muß. Rechtzeitig! Das ist geschehen in umfassendstem Maße. Immer wieder wird man von Bewunderung erfüllt, wenn man auch nur einen kleinen Einblick gewinnt in die sich über das gesamte Reich erstreckende ungeheure Maschinerie, deren tausenderlei Räder so geschickt und erprobt ineinander greifen.

III.

Fromme Weisen. — Auf der Straße. — Bahnhofsleben. Was die Verwundeten erzählen.

Dirschau, 25. August.

Feierlicher Glockenklang durchhallt den frühen Sonntagmorgen, an dem friedlich und freundlich die goldene Sommersonne herniederstrahlt. Geöffnet sind die Tore des machtvollen, noch aus der Ordenszeit stammenden, in leuchtendem Backsteinbau ausgeführten Gotteshauses, auf dessen von Linden beschatteten Rasenflächen an den seitlichen Außenmauern Bauernfrauen in frommem Gebet knien. Nicht bedarf es des warm hinaustönenden, rauschenden Orgelspiels, um die Gläubigen herbeizuführen. In dichten Scharen finden sie sich ein, viele Landbewohnerinnen mit bunten Kopf- und Brusttüchern, nur wenig Männer in bürgerlicher Kleidung; die meisten von ihnen tragen Uniform. Ernst sind die Worte des Geistlichen, ernst ist die Stimmung der Gemeinde, aber wie unerschütterliche feste Zuversicht weht es herab von der Kanzel, die Herzen erhebend und auch die sorgenden, bedrückten Gemüter aufrichtend und mit neuem, ach, so willkommenen Trost erfüllend.

Draußen auf den Straßen des freundlichen Städtchens kriegerisches Leben und Treiben. Graue Militärautos jagen nach den verschiedensten Richtungen, Uniformen der mannigfachsten Art mit mannigfachsten Abzeichen tauchen in Hülle und Fülle auf, Adjutanten eilen sporenklirrend umher und Ordonnanzen überbringen Befehle; Burschen führen schaumbespritzte Offizierspferde in die Stallungen, vor denen sich Berge von Heu und Stroh auftürmen, Sanitätsmannschaften marschieren zum Appell, frische Remonten werden herbei-

gebracht, dumpfes Gebrüll tönt aus geſcheckten Rinderherden, von denen bald nicht viel mehr übrig ſein wird.

„Platz! Platz!“ Scharfe Befehle erſchallen. Lange Züge von Proviantwagen raſſeln über das holprige Pflaſter, ihnen ſchließen ſich fahrbare Feldküchen an, dann kommen Ambulanzen, den Beſchluß bilden Feld-Röntgen-Wagen. Für alles iſt geſorgt, auch hier klappt alles in erſtaunlicher Zuſammengliederung und Ergänzung, auch hier greifen die Räder der tauſendfachen Maſchinerie erfolgſicher ineinander. So farbig und abwechſlungsvoll das ganze Getriebe iſt, ſo groß iſt in ihr die Ordnung, Beruhigung erzwingend in der geſamten Bevölkerung. Dieſer Eindruck iſt ein außerordentlich tiefer, verſtärkt durch die allgemeine aufopferungsvolle Hingebung von Jung und Alt, von Arm und Reich, für Geſunde, Kranke und Verwundete.

Glücklicherweiſe ſind die Geſunden in der Mehrzahl, aber auch an letzteren fehlt es nicht, tapfere Mitkämpfer der letzten blutigen Zuſammenſtöße an der Linie Gumbinnen-Angerburg. Manches erfährt man aus bleichem Munde, die eben noch trüben Augen blitzen auf bei den Berichten von dem entſchloſſenen Vorgehen der Unſrigen, die gegen eine gewaltige Übermacht wahrhaft Heldenhaftes geleiſtet hatten. Einzelne Truppenteile darf man nicht nennen, aber hervorheben kann man doch, daß, neben den Unſrigen, die Schleſier und Poſener ihre ruhmvollen Feldzeichen mit friſchem Lorbeer umkränzten, und daß ſie den alten Ruf todesmutiger Tapferkeit aufs neue glänzend bewährt haben. Ich ſprach einen Einjährigen; noch vor kurzem hatte er Breslaus Alma mater beſucht, jetzt hat er den linken Fuß bandagiert, ein Schrapnellſplitter hatte ihm ein Denkzeichen gegeben. Er unterſchätzte die ruſſiſchen Truppen nicht, mit denen ſein Heeresteil zu tun hatte. „Es ſcheinen verſchiedene Ausbildungsmethoden und Kampfweiſen vorzuliegen, wie ich aus den Berichten meiner Kameraden während des Transportes entnahm. Sie hatten mit Feiglingen zu tun, bei uns hatten die Ruſſen gut Stand gehalten und ſchoſſen auch nicht ſchlecht. Aber ſchließlich brachten wir ſie doch zum Wanken, dann flüchteten ſie ſehr raſch, uns zwei Geſchütze überlaſſend. Der Stabsarzt ſagte mir, ich könnte in zwei Wochen wieder hinaus. Gott ſei Dank! Ich zähle die Stunden

bis dahin," und ein frohes Leuchten verklärte das junge Geſicht mit der kaum vernarbten Quart, „will mir, wenn's irgend geht, doch das Eiſerne erwerben!" — —

Und wie dieſer jugendliche Kriegsmann denken auch die anderen leichter Verletzten, ſie wiſſen, daß an der bedrohten Oſtgrenze jeder Mann auf ſeinem Poſten ſtehen muß. Wunderbar und ergreifend iſt dies Gefühl deutſcher Kameradſchaft, des treueſten Zuſammenhaltens in Not und Tod. Die Pflegerinnen, die ſanft und emſig ihres mühſamen Amtes walten und die vor wenigen Wochen noch nicht gedacht, daß ſie an der weißen Schweſterntracht die Binde mit dem roten Kreuz tragen würden, ſie erzählen rührende Züge von dem oft ſehr ungeduldigen Drang ihrer Pfleglinge, wieder geheilt ſein zu wollen, um an die Front zu gelangen, und von Fieberphantaſien, aus denen tiefbewegend der Schmerz um gefallene Gefährten ſpricht, der Stolz auf errungene Erfolge, die Sorge, nicht mehr an den Feind zu kommen.

Auf bewegende Szenen trifft man auch im und am Bahnhofe, den, wenn der Abend herabgeſunken iſt, jetzt täglich lange Eiſenbahnzüge mit ruſſiſchen Gefangenen paſſieren. Andere Züge bringen Flüchtlinge aus der Gumbinner und Inſterburger Gegend, ausſchließlich aus Dörfern, die gänzlich unbeſchützt einem feindlichen Anprall ausgeſetzt ſind, da es ohnehin im Plane der Heeresleitung lag — genau wie im Ober-Elſaß — hier nicht unnötigerweiſe Truppenmaſſen zu zerſplittern. Meiſt Frauen und Kinder ſind's, die ſich mit Sack und Pack aufgemacht, mehr von der von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbten Koſakenfurcht getrieben, als durch wirkliche Zwangslage. Von Damen und Mädchen der Stadt werden ſie liebreich gepflegt, unterſtützt und beraten, und allmählich kehrt ein Gefühl des Geborgenſeins zurück.

Auch auf der Landſtraße nahen derartige Flüchtlinge, ſämtlich in den verſchiedenartigſten Gefährten, mit allerhand Hausgerät, mit Betten und Strohkiſſen gefüllt. Und nicht zuletzt mit Kindern, blauäugigen Blondköpfen, die hier und da ſo zahlreich hervorgucken, daß Meiſter Adebar dort oben in ſeinem Neſt auf dem ſtattlichen Bauernhauſe voll Neid an zu klappern fängt und ſich vornimmt, fortan fleißiger zu ſein. Eine der Karreten iſt mit drei

Ackergäulen bespannt, auf dem vordersten reitet ein etwa zwölfjähriger Knirps, der Mutter und Geschwister durch die Lande fährt und führt. „Na, Junge, wo kommt Ihr denn her?“ — Er nannte ein Dorf nahe Insterburg. „Sind die Russen schon da?“ — „Nee.“ — „Und wenn sie kommen?“ — „Dann werden wir die Kreeten schon rasch wieder rausschmeißen!“ — Brav, mein Junge, aus solchem Holz werden die Männer geschnitzt, die es den Russen heimzahlen werden, wenn ihnen nochmals das Fell jucken sollte. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schon in Friedenszeiten bildet in kleineren Städten der Bahnhof den Mittelpunkt des Interesses, wo es häufig was zu sehen und zu hören gibt, und wo man hofft, Neuigkeiten zuerst zu erfahren. Und nun erst während eines entscheidenden Völkerkampfes nahe dem Kriegsschauplatze! Da spielt er die wichtigste Rolle im Leben und Weben der Bevölkerung. Das sieht man auch hier in diesem westpreußischen Städtchen, das an sich schon eine erhebliche strategische und militärische Rolle spielt, und in dem jetzt vielfache Fäden der Heeresleitung zusammenlaufen. Von früher Morgen- bis zu später Abendstunde wird's nicht leer auf dem Vorplatze an den Ein- und Ausgängen, in den Wartesälen. Viele treibt bloße Neugierde her, andere der heiße Drang, vielleicht durch einen Zufall etwas über die Lieben zu erfahren, die vor dem Feinde stehen, wieder andere das Mitgefühl, helfen zu können, wo und wie es nur möglich ist. Die gesamte Umgebung sowie die Bahnsteige werden scharf bewacht von Landwehrmännern, welche die strengsten Befehle haben; zu den Bahnsteigen kann niemand ohne Fahrkarte gelangen.

Vor den Eisengittern drängen sich ärmlich gekleidete Frauen, die Mehrzahl mit kleinen Kindern auf dem Arm oder an der Hand, an ängstlichen Mienen fehlt's nicht und nicht an besorgten Fragen, bald an die Wachtposten, bald an die mit den Zügen anlangenden Bahnbeamten gerichtet: „Hat man keine Nachricht von dem und dem Regiment? — Mein Mann hat so lange nicht geschrieben, nur eine Feldpostkarte vor acht Tagen, ach Gott, es wird ihm doch nichts passiert sein!“ Und als Erwiderung ertönen beruhigende Worte, es ginge vielen, vielen so, die Feldpost verkehre nicht so regelmäßig, die Züge ebenso, man müsse das einsehen und Geduld haben, und

dann der tröstende Zusatz: „Ihr Mann befindet sich gewiß wohl!“ — „Ja, glauben Sie?“ löst es sich wie freudig aus bedrücktem Herzen los. „Ach ja, ja, er wird wohl nicht schreiben können! Ich danke Ihnen viel, vielmals,“ und die verhärmte Frau drückt ihr zweijähriges blondes Mädelchen, das mit erstaunten Augen um sich blickt, innig an sich, und in dem Blondhaar der Kleinen glänzt es wie Diamanten — die Diamanten der Sehnsucht, der Hoffnung, des Trostes, die bei den Ärmsten wie bei den Reichsten die gleichen sind ...

Auch die Bekanntmachungen an den Außenwänden des stattlichen Bahngebäudes finden fleißige Beachtung. Dazwischen die Angaben des früheren Fahrplanes; wie Ironie nehmen sich jene der Luxuszüge nach Petersburg und Moskau aus! Auch an Warnungen fehlt es nicht; eine wurde erst dieser Tage angebracht, in deutscher, russischer, polnischer, französischer Sprache, knapp gefaßt, des Inhalts, daß, wer beim Zerstören von Telegraphen- und Telephonleitungen gefaßt wird, sofort die Kugel bekommt, wer es duldet oder nicht anzeigt, erleidet härteste Strafen.

Musterhafte Ordnung herrscht innerhalb des Bahnhofgetriebes; die militärischen Anordnungen verfügt der Bahnhofskommandant, ein mit dem Eisernen Kreuz geschmückter Stabsoffizier. Jeder Befehl wird sofort befolgt, jeder weiß, was er zu tun hat, alles regelt sich scheinbar wie von selbst. Auf dem mittleren Bahnsteige sind lange hölzerne Tische und Bänke aufgestellt; hier sind Damen der Einwohnerschaft unermüdlich tätig, um Kaffee, Kakao, Tee, Limonade, Gebäck, butterbestrichene Brötchen zu verteilen, unterstützt dabei von den rotbemützten, eine weiße Armbinde tragenden Schülern der höheren Lehranstalten.

Das Rote Kreuz ist aufs umsichtigste vertreten; Baracken in unmittelbarster Nähe des Bahnhofes, auf dessen Gelände liegend, sind für die erste Aufnahme der schwerer Verwundeten bestimmt, Lazarettautomobile und Ambulanzwagen für die weitere Beförderung in die Krankenanstalten, in denen freilich nur noch wenig Platz ist. Militärische und freiwillige Krankenpfleger harren Tag und Nacht der Verwendung, zu ihnen gesellen sich zahllose Schwestern und Helferinnen, letztere sorgsam im Samariterdienst ausgebildet. —

Heute mittag um 12 Uhr. Auf dem mittleren Bahnsteig finden sich die Trägerinnen des roten Kreuzabzeichens ein, neue Vorräte an Erfrischungen werden gebracht, der Bahnhofskommandant erscheint, knappe Befehle ertönen. Die eine Schienenlinie wird durch Posten abgesperrt. Ein greller Pfiff, gleich danach rollt ein langer Zug von der Grenze mit deutschen Verwundeten und russischen Gefangenen ein. Die leichter Verletzten sind in Wagen dritter Klasse untergebracht, die schwerer Verletzten hat man auf dem mit dichten Strohschichten bedeckten Boden in Güterwagen gebettet. Peinlichste Sauberkeit überall, nirgends ein Schmerzenslaut, die meist bleichen Gesichter von ruhiger Entschlossenheit, ein festes, mannhaftes Sichfügen in alles. Ärzte, Schwestern, Pflegerinnen, Samariter sehen sofort — da der Zug weitergehen soll — nach dem rechten, Verbände werden erneuert, Wunden gereinigt, Labung verteilt, man fragt, ob man Karten an die Angehörigen schreiben soll, jeder Wunsch findet, wenn nur irgend angängig, seine Erfüllung. Nirgends Aufregung, kein zweckloses Hin und Her, kein unnützes Gefrage, auf keiner Seite und an keiner Stelle Nervosität: es ist doch was Herrliches um die deutsche so oft vom Auslande verspottete Disziplin; das zeigt sich so recht in dieser ernsten Zeit.

Eine ernste Zeit fürwahr! Davon künden die Verwundeten und ihre Verletzungen, davon die Erzählungen der die Gefangenen bewachenden Begleitmannschaften. Sie gehören ja jenen zwei ostpreußischen Regimentern an, die am vorgestrigen Sonntagnachmittag so heldenhaft bei Neidenburg gegen eine gewaltige Übermacht vorgingen. Es muß schlimm zugegangen sein, die Verluste der Unsrigen waren herbe, doch der Erfolg ein bedeutender.

Ein Vizefeldwebel erzählte mir: „Stundenlang waren wir schwerem Schrapnell- und Granatenregen ausgesetzt. Die russische Artillerie hatte sich auf 1000 bis 1500 Meter gut eingeschossen, fügte uns schlimme Verluste zu. Wir gingen in furchtbarem Feuer stetig vor. Zuletzt lagen wir uns auf 80 Meter gegenüber. 24 feindliche Geschütze waren gegen uns aufgefahren, Tod und Verderben versendend. Es kam Befehl, sie im Sturm zu nehmen. Mit Hurra ging's los. Da öffnete sich eine Schlucht vor uns. Niemand zögerte. Hinunter jagten wir und wieder hinauf, was sehr schwierig war bei

dem bewaldeten Berge und dem vernichtenden Feuer, aber wir kamen doch hinauf und machten im Handkampf die sich tapfer wehrende Bemannung der Batterien nieder. Die Geschütze zerstörten wir, so rasch es ging. Wir konnten sie leider nicht mitnehmen, die Dunkelheit brach herein, das Gelände war zu schwierig. Die Infanterie war in wilder Flucht zerstoben. Wir machten mehrere hundert Gefangene, die wir zum Transport unserer Verwundeten verwendeten. Mein Hauptmann drückte mir die Hand. Ich hatte nicht geglaubt, daß wir uns in dieser Welt wiedersehen würden. Für viele der Unsrigen gibt's hier kein Wiedersehen mehr, sie sind heldenhaft gestorben. Unser Erfolg war groß. Später fanden noch verschiedene Vorpostengefechte statt. Die Russen wurden überall zurückgeworfen." Mein Gewährsmann erzählte mir noch, daß die in russischen Regimentern dienenden Polen nicht auf unsere Truppen feuern. Die russischen Offiziere liegen in den zweiten Reihen und schießen die Widerspenstigen oder Zögernden nieder.

Ruhig, mit verhaltener Stimme, wie man es tut, wenn sich's um Schreckliches handelt, erzählen mir andere von dem Zusammenstoße. Ihre eigenen Taten und jene ihrer Offiziere und Mannschaften erscheinen ihnen als etwas Selbstverständliches, sie alle haben nur ihre Pflicht getan, weiter nichts! Und sie freuen sich darauf, wieder in den Kampf zu kommen: „Bald kehren wir zurück, dann geht der Tanz von neuem los, wir werden's den Kerlen schon nochmals gehörig beibringen!" —

Die „Kerls", die Gefangenen, stecken in Viehwagen, haben sich's ganz bequem gemacht und sich sehr schnell in ihr Schicksal ergeben; viele sind munter und sichtlich vergnügt. Im Gegensatz zu früheren Gefangenen sind sie verhältnismäßig gut uniformiert und sollen ebenso gut ausgerüstet gewesen sein. Wie ich schon sagte, waren zahlreiche Polen darunter, die nur durch eisernen Zwang den Kommandos ihrer Offiziere, von denen sich mehrere beim Transport befanden, gehorchten.

„Alles einsteigen!" Ein Händedruck, ein Grüßen und Winken: „Lebt wohl, ihr Tapferen, auf Wiedersehen auch nach dem Kriege!"

Kaum ist dieser Zug hinaus, so folgt ein zweiter. Er bringt abermals dichte Scharen von Flüchtlingen aus den Ortschaften nahe

Gumbinnen und Insterburg, und auch ihnen wird warme Liebestätigkeit zuteil. Ärmere, ländliche Bevölkerung ist's, fast nur Frauen und Kinder, die, in sinnloser Flucht nur das Nötigste bei sich führend, ihre Heimstätten verließen. „Habt Ihr denn Russen gesehen?" — „Nein!" — „Waren sie denn schon nah'?" — „Nein!" — „Na, warum seid Ihr denn geflohen?" — „Ja, sie können doch kommen!"

Gegen diese Ängstlichen sticht die Ruhe der hiesigen Bevölkerung aufs erfreulichste ab. Man rechnet eventuell mit einem feindlichen Vorstoß bis hierher, aber man zeigt keinerlei Besorgnis um Stadt und Bevölkerung. Auch wenn einmal ungünstige Nachrichten von der östlichen Front eintreffen sollten, wird man sie ohne besondere Erregung hinnehmen. Man weiß, daß der endgültige Sieg doch bei den deutschen Waffen bleiben wird, das gibt innere und äußere Festigkeit. Dies treue Bewußtsein und zuverlässige Gefühl ist eine gute Gewähr für ereignisschwere Stunden — — falls sie kommen sollten!

Digitized by Google

IV.

In Marienwerder. — Zu haſtige Entſchlüſſe. — Die Ruſſenfurcht. — Nach Deutſch-Eylau.

Deutſch-Eylau, 28. Auguſt.

Als ich geſtern früh in Marienwerder am verwaiſten Schreibtiſche im behaglich-vornehmen Arbeitszimmer meines Quartiers Platz nahm, fand ich eine noch unaufgefaltete Berliner Zeitung dort liegen, als warte ſie des Hausherrn. Die fett gedruckte Überſchrift am Kopf des erſten Blattes: „Die Diplomatie an der Friedensarbeit“ mit den Untertiteln, wie: „Beruhigende Erklärungen Asquiths und Greys im Unterhauſe“, entlockten mir ein leichtes ſpöttiſches Lächeln, das ſtand denn doch in zu ſchroffem Gegenſatz zu den Ereigniſſen, die ſeitdem eingetreten waren. Und auch zu meiner ganzen Umgebung! Die ſchöne Wohnung in der Marienburger Straße machte völlig den Eindruck, als ob ſie in größter Haſt verlaſſen worden ſei und die bisherigen Beſitzer nur das Notwendigſte eingepackt hätten. In den Wohngemächern, die jeden Augenblick der Rückkehr der Inſaſſen zu harren ſchienen, ſpürte man noch viel von dem friedlichen Schalten und Walten der Hausfrau, deren Bild auf dem Erkertiſchchen ſtand, neben jenem des Gatten und des Töchterchens. Alles freundlich und feinſinnig, alles mit Liebe und Geſchmack zuſammengeſtellt.

Dieſes traute deutſche Heim, das den Rahmen um ſo viele glückliche Stunden gebildet zu haben ſcheint, wie erzählt es ſtill und doch ſo eindringlich von dem großen Kriege, dem jäh hereingebrochenen! Der Hausherr, ein Regierungsaſſeſſor, als Offizier bei den Königsberger Jägern zu Pferde eingezogen und gewiß ſchon längſt an der Front, ſeine Gattin mit dem Kindchen bei den Eltern in Schleſiens Hauptſtadt, in Eile abgereiſt, um in völliger Sicherheit und treuer Obhut zu ſein.

Und dem neuen literarischen Bewohner, hier nur für eine Nacht in Einquartierung, drängte sich die sorgende Frage auf, wann wird das Kleeblatt hier wieder seinen Einzug halten, wann werden jene glücklichen Tage ihre Fortsetzung finden, wann werden vom hochragenden Turme des herrlichen Marienwerder Domes die Glocken das Friedensgeläut erschallen lassen? — —

Ernst und erhaben steht das wundervolle Gotteshaus da, das so manche kriegerische Stürme erlebte. Davon künden die mächtigen steinernen eisernen Kugeln, die, aus polnischen Geschützen abgefeuert, in der Außenseite des Altarbaues stecken. In dem mächtigen Innern mit seinem dreischiffigen Sternengewölbe finden wir ein vom Eisernen Kreuz gekröntes gotisches Säulendenkmal zur Erinnerung an die während der Befreiungskriege gefallenen Einwohner: „Sie starben für König und Vaterland" sagt die Inschrift. Oben wehen drei verschlissene weißseidene Fahnen herab, die jenen Tapferen vorangetragen wurden, zwei der Feldzeichen mit dem Eisernen Kreuz, eins mit dem zur Sonne fliegenden preußischen Adler. Und wenn wir wieder aus der frommen Dämmerung hinaustreten in den sonnendurchwobenen Sommermorgen, dann lesen wir voll fester Zuversicht den an das Kirchenportal angeschlagenen „Aufruf des Landsturms" und gedenken innig der vielen Tausende, die in diesen Tagen in all den west- und ostpreußischen Städten und Ortschaften begeistert dem Rufe gefolgt sind, um die engere teure Heimat vor dem vordringenden Feinde zu schirmen. Über ein Stück dieser Heimat schweifen ja vom Vorplatze des Domes die Augen: da unten breiten sich weithin die fruchtbaren, sorgsam bebauten Gefilde aus mit sauberen Hütten und Häuschen, mit fleißigen Menschen und spielenden Kindern, mit den Früchten deutscher Arbeit und Sparsamkeit, mit den Ergebnissen langen Friedens und wohlgefügter, von Geschlecht zu Geschlecht vererbter und gehüteter Kultur. Und unwillig, als gar nicht zu verwirklichend, schiebt man den Gedanken beiseite, daß hier die russischen Scharen einbrechen könnten, alles vernichtend, was uns so freundlich und friedlich grüßt!

Und doch war dieser Gedanke in Marienwerder sehr häufig und breit ausgesponnen worden. Viel zu häufig und viel zu breit! Gewisse verantwortliche Stellen scheinen sehr schnell folgenschwere Ent-

schlüsse gefaßt und veröffentlicht zu haben, als ob das Eintreffen der Russen unmittelbar bevorstände. Nur so läßt sich die am letzten Sonntag ergangene und erst am Mittwoch widerrufene Bekanntmachung erklären, daß die Einwohner sich mit ihrem Hab und Gut auf das jenseitige Ufer der Weichsel begeben müßten. Da begann jene vielumfassende, fluchtähnliche Auswanderung aus zahllosen Ortschaften, jene langen Züge der Erschrockenen und Verängstigten, die einen so wehmütigen Eindruck machten. Ein Teil der Dorfbewohner hatte die Herden in die Waldungen getrieben, Haus und Hof wurden verlassen, Vorräte und Ernte blieben im Stich, der Jammer war groß. Und der Widerruf, falls er überhaupt die gewünschte Verbreitung fand, konnte den bereits angerichteten beträchtlichen Schaden nicht mehr gut machen, der aber zählt nach Millionen!

Auch in Marienwerder selbst hatte sich die „Russenfurcht" recht, recht geltend gemacht! — Man erzählt da allerhand Geschichten von der kopflosen Flucht vieler Bewohner und Bewohnerinnen, die mit Kind und Kegel, mit ihren Dienstboten und schnell zusammengerafften Wertsachen die nahen Wälder aufgesucht hatten, um dort die Nacht im Freien zu verbringen. Wenn diese Angsthasen sich einen gehörigen Schnupfen zuzogen, so ist das noch eine sehr milde Strafe für ihr wenig vorbildliches, mutloses Benehmen. Eine ganze Zahl von Familien hat überhaupt dauernd die Stadt verlassen, die Fenster sind verhängt, die Türen verschlossen, die Einzuquartierenden, Offiziere wie Soldaten, müssen häufig Kehrt machen und sich nach einer anderen Unterkunft umsehen!

Auf ähnliche Verhältnisse trifft man auch noch in sonstigen kleineren westpreußischen Städten. „Bis nach Beendigung des Krieges geschlossen", heißt es auf Tafeln in etlichen Schaufenstern, andere der letzteren sind mit Brettern verschalt, manche Läden ausgeräumt, ihr Inhalt irgendwo verborgen, die Besitzer auf und davon. Na, nur gut, daß unsere braven Soldaten nichts von einem „Zurück!" wissen wollen, sondern nur von einem „Vorwärts!". Verwundete Offiziere, die ich gestern sprach, berichten, daß neben den aktiven Regimentern jene der Reserven und Landwehr von einem solchen Draufgängertum erfaßt seien, daß sie von ihren Vorgesetzten nur mit Not und

Mühe von einem zu tollkühnen Vordringen zurückgehalten werden könnten.

Auch ihren guten Humor haben unsere braven grauen und blauen Jungens sich bewahrt. Das zeigen die Kreide-Aufschriften an den mit unseren Truppen zur Ostgrenze gehenden Eisenbahnwagen. „Und wenn erst unser Wilhelm kommt und klopft euch auf die Hosen, dann lauft ihr, o, wie schnell davon, ihr Russen und Franzosen", steht an dem einen. Und des ferneren: „Tischkarte für das nächste St. Petersburger Essen beim Nikolaus: Blaue Bohnen, ordentlich gesalzen. Gelber Pfeffer aus Mörsern. Heiße Speise mit Schrapnells gefüllt." — „Russische Eier, Französischer Sekt, Deutsche Hiebe, ei, wie das schmeckt!" — Und wie ein Gelöbnis lautete es unter einem groß aufgezeichneten Eisernen Kreuz: „Nur mit diesem zurück, sonst nicht! Die .. Kompagnie des ... Regiments." —

Zu derartigen Studien hatten wir Berichterstatter des Ostheeres hinreichende Gelegenheit. Gestern morgen um die achte Stunde kam für uns in Marienwerder die Verfügung: „Um 10 Uhr 17 Min. Abfahrt nach Deutsch-Eylau. Pferde und Wagen müssen vorher verladen sein." Gegen 11 Uhr erfolgte die Abfahrt: Zu der etwa 60 Kilometer langen Strecke, die ein Auto in einer Stunde zurücklegt, gebrauchen wir deren über zwanzig! Denn zahllose, endlos lange Verpflegungs- und Munitionszüge hatten dasselbe Ziel; nicht minder lange Züge, die Truppen gebracht und neue holen sollten, kamen uns entgegen. Die Nacht verbrachten wir in unserem kleinen Abteil zweiter Klasse, so gut oder schlecht es ging; der lodernde Schein eines brennenden Gehöfts oder Dorfes leuchtete herüber und gab zu verschiedenen Deutungen Anlaß, hatte man doch, wie uns ganz frisch mitgeteilt worden war, gestern morgen in den Waldungen hier zwei russische Kavalleristen, jedenfalls Versprengte einer Patrouille, aufgejagt und gefangen genommen. Auf diese Kunde hin legten unsere Ordonnanzen ihre Karabiner und Revolver gleich schußbereit zurecht. Und nun, horch, als unser Zug wieder einmal geraume Zeit verschnaufte, war das nicht wie von fernher herübertönender Kanonendonner? Einer machte den anderen aufmerksam, eine Täuschung war nicht möglich. Das Bewußtsein, daß unsere Tapferen in einen heißen Kampf verwickelt waren, der, wie wir erfuhren, schon seit

gestern früh im Gange war, daß Mäher Tod seine blutige Arbeit verrichtete und darbende Verwundete das weitausgestreckte Schlachtfeld bedeckten, scheuchte den Schlaf gänzlich hinweg.

Heute vormittag hier angelangt, vernahm man die verschiedensten Gerüchte über den Fortgang des Kampfes, über den nun schon längst der amtliche Depeschendienst berichtet haben wird. Auch hier fehlte es nicht an ängstlichen Gesichtern, die sich erst im Laufe des Nachmittags aufhellten, als gute Kunde von der Front anlangte. Hatte man doch auch hier vielfach mit dem Vordringen und Eindringen der Russen gerechnet, sodaß viele Familien, vor allem Frauen und Kinder, der Stadt den Rücken kehrten. Die Kampflinie breitet sich über 150 Kilometer aus in schwierigem Gelände; mit eiserner Beharrlichkeit halten unsere Helden nicht nur ihre Stellungen, die der Feind mit bedeutender Übermacht bedrängte, sondern gehen erfolgreich vor. Was diese hier kämpfenden Regimenter bisher geleistet haben und fortgesetzt leisten gegen vierfach überlegene, gut ausgerüstete und verpflegte russische Heeresmassen, das wird erst später in seiner ganzen Größe gewürdigt werden!

Digitized by Google

V.

Verwundete. — Ihre Erzählungen von den letzten Kämpfen. — Russische Spionage. — Deutsche Helden.

Deutsch-Eylau, 29. August.

„Holder Friede, süße Eintracht, weilet, weilet freundlich über dieser Stadt" — diese Schillerschen Worte sind einer vor wenigen Jahren zum 600jährigen Bestehen Deutsch-Eylaus erschienenen Festschrift vorangesetzt worden. Leicht hätte der Tag kommen können, „wo", nach des Dichters Worten, „des rauhen Kriegers Horden dieses stille Tal durchtoben, wo der Himmel, den des Abends sanfte Röte lieblich malt, von der Dörfer, von der Städte wildem Brande schrecklich strahlt!" — Ja, diese Gefahr drohte nah, sehr nah. Aber fest und treu stand die Wacht im Osten und schirmte mit einer Tapferkeit, einer Hingebung, einer Zähigkeit ohne Gleichen die heimischen Gefilde vor der russischen Überflutung, vor dem jähen Einbruch dieser Vandalen Kaiser Nikolaus II., deren Greueltaten, Entsetzen und Schrecken verbreitend, von Mund zu Mund fliegen.

Ernst sah es aus, sehr ernst. Das zeigten die verängstigten Mienen der Bewohner — von denen gar viele bereits geflüchtet, andere alles zur Flucht vorbereitet — das ging aus dem gedrückten Wesen aller und ihren besorgten Fragen hervor, das bewiesen die Züge der mit Sack und Pack auf Leiterwagen und sonstigen ländlichen Gefährten hereingekommenen Bauern aus den bedrohten Dörfern, das schwirrte wie eine Schar erschrockener Tauben hervor aus den Gerüchten aller Art, die von der militärischen Lage an der Front durchgesickert waren.

Erst hier in Deutsch-Eylau hörten wir Näheres über die Kämpfe in der Nähe seit vorgestern mittag. Auf der sehr langen Kampflinie dringen unter schweren Verlusten unsere herrlichen Truppen gegen

die vielfache Übermacht, die gut ausgerüstet ist, erfolgreich vor. Unsere Truppen wissen, daß es bis auf den letzten Mann ankommt. Sie leisten Heldenhaftes, was erst später voll gewürdigt werden wird. Neben den aktiven Regimentern sind jene der Reserve und Landwehr von bewundernswertem Mut.

Leider müssen die Unsrigen häufig mit Verrat rechnen. Die russische Spionage war gar zu ausgedehnt, und den großen Bestechungssummen widerstanden einzelne nicht. Bei einem der letzten Kämpfe fiel es unserer Truppenleitung auf, daß die Russen stets über die Bewegungen bestimmter deutscher Regimenter genau unterrichtet waren und entsprechende Gegenzüge anstellten. Da bemerkte ein höherer Offizier, daß die Flügel einer hochgelegenen Windmühle sich so drehten, wie sich die Regimenter bewegten, also die Richtung angaben. Er stellte eine Probe auf diese Vermutung an, daß es sich um Signale handle. Sie gelang. Nach fünf Minuten drehte der Müller seine Mühlenflügel nicht mehr.

Soldaten sieht man hier nicht, nur Kriegsautos jagen hin und her. Diese Meldungen gehen doch schneller wie jene der Adjutanten. Oben in der Luft surrt eine „Taube", von einer Erkundigungsfahrt zurückkehrend. Gestern wurden zwei feindliche Flieger herabgeschossen. Die Bevölkerung Deutsch-Eylaus ist von der Sorge befreit, sie wird diese Nacht ruhiger schlafen als die letzte, in der man Alarm befürchtete. — — — — — — — — — — — — — — —

Fesselnde Bilder entrollten sich gestern in der achten Abendstunde auf dem Bahnhof. Vier lange Züge gingen fast gleichzeitig ab, einer mit frischen Truppen, auch Kavallerie, zur nahen Front, ein leerer Sanitätszug zum gleichen Ziel, um neue Verwundete zu holen, ein dritter mit leichter Verwundeten nach Bromberg, ein vierter im Schmuck frischen Laubes mit Rekruten zur Ausbildung. Die angehenden Krieger jubelten den kampferprobten Verwundeten zu: „Bald sind wir an Eurer Stelle!" „Nein," lautete es zurück, „wir sind eher wieder da als ihr, wir feiern Sedansfest in Feindesland!"

Dieser Drang, rasch wieder zur Front zu gelangen, trotz der furchtbaren blutigen Eindrücke dieser Tage, ist von tiefstem Eindruck. „Ich wollte nicht zurück," erzählte mir ein Infanterist mit Handwunde, „aber der Stabsarzt ließ meinen Notverband abnehmen und sagte:

„Sie können ja nicht mehr das Gewehr halten.“ — „Ich schieße auch mit der linken Hand, Herr Stabsarzt. Aber ich mußte doch hierher, leider. Na, in zwei Wochen spätestens bin ich zurück.“ Das ist der Geist, der diese ostpreußischen und westpreußischen Helden beseelt und sie so Großes, so Ruhmvolles vollbringen läßt.

Auffallend viele Hand- und Fußwunden rühren von aufprallenden Schrapnells her. „Die Kerls treffen aber auch sonst gut,“ sagte mir ein Verwundeter und zeigte mir seine durchlöcherte Patronentasche. Die Unsrigen ertrugen die härtesten Strapazen mit bewundernswerter Zähigkeit. Einer der Verletzten berichtet: „Täglich 50 Kilometer im schlimmsten Gelände marschierend, immer Kämpfe. Vier Tage lebten wir nur von Zwieback und Wasser, vier Stunden hindurch hielten wir das Feuer von 44 Geschützen aus, dann mußten wir etwas zurückgehen, aber mit frischen Verstärkungen gings alsbald von neuem voran, und die Kerls mußten die Flucht ergreifen. Eine Batterie von uns war im Sumpf stecken geblieben; wir holten sie mit größter Anstrengung und unter verheerendem Feuer wieder heraus.“— Ein Anderer erzählt: „Wir hatten eine fünffache Übermacht vor uns; es ging sehr scharf her, aber wir immer drauf. Dann jagten wir die ganze Bande in die Sümpfe und Seen; sie lernten noch auf ihre alten Tage das Schwimmen, ihr Geheul war schrecklich, aber es half ihnen nichts, wir dachten an das, was sie bei uns verübt!“ —

Es handelt sich um die Kämpfe der letzten drei Tage. Viele erlitten ihre Verwundungen gestern vormittag. Sie hatten tagelang kaum drei Stunden Schlaf gehabt, aber wie guten Mutes waren sie, frisch und zuversichtlich trotz ihrer Verletzungen. Die Schwerverwundeten, die auf Bahren in die Lazarette gebracht wurden, trugen ihre sichtlichen Schmerzen mit Heldenmut. Das Rote Kreuz ist auch hier auf das hingebendste und umsichtigste tätig. Wer all diese Szenen miterlebt, den so schlicht vorgetragenen Erzählungen der Dabeigewesenen gelauscht hat, der weiß, daß der vollste Sieg an der Ostfront trotz großer Übermacht und trotz russischer Kerntruppen unser sein wird. Der Feind ist über die Grenze zurück. —

Ein trauriger Zug wars, dem ich vorhin in der sinkenden Dämmerung nahe dem Bahnhofe begegnete. Bahre hinter Bahre, die blassen Helden darauf, häufig Kopf und Gesicht verbunden, die Mienen

Digitized by Google

ſchmerzverzerrt, aber kein Leidenslaut, kein Klagewort, kein Stöhnen — wie ein heiliges Wehen ſchwebte es um dieſe ſtille Prozeſſion jener ſchlichten, herrlichen Männer, die ſo willig und freudig ihr und der Ihren höchſtes Gut, ihr Leben, für das Vaterland hingaben! —

Immer von neuem aufs tiefſte bewegend, aber auch aufs höchſte erhebend iſt dieſe Selbſtverſtändlichkeit des äußerſten Mutes und der ſtärkſten Kraftanſtrengung. Ruhig, oft mit verhaltener Stimme, berichten dieſe Braven von dem Erlebten, von ihren Eilmärſchen, den Strapazen, den Entbehrungen, von dem blutigen erſten Zuſammenprall und den immer erneuten Vorſtößen. Und auch hier wie in den anderen Städten der heiße Wunſch, nur wieder recht ſchnell in die Front zu gelangen, es den „Kerlen" heimzuzahlen, was ſie dem armen Oſtpreußen zugefügt. —

VI.

Osterode. — „Großer Sieg!" — „Gerettet, gerettet!"

Osterode, 29. August.

Wie für die Truppen, gabs auch für uns in der letzten Zeit wenig Ruhe, wenig Schlaf, wenig Gelegenheit zum Arbeiten. Stets weiter, dem Oberkommando nach, das, je nach den kriegerischen Untersuchungen, seinen Aufenthalt änderte. Teils in der Eisenbahn mit oft stundenlangem Liegenbleiben auf einem toten Punkt, weil Munitions-, Verpflegungs- sowie Verwundeten- und Truppenzüge vorgingen, teils in unserem Wagen mit den beiden Braunen davor und den bewaffneten Ordonnanzen auf dem Bock.

In aller Herrgottsfrühe gings heute hierher durch die landschaftlich reiz- und abwechslungsvolle Gegend mit Seen, Waldungen, Dörfern, Gehöften. Unterwegs traf man auf verschiedentliche Feldwachen, vom Landsturm gebildet, und auf Patrouillen; hatte man doch noch vorgestern einige versprengte russische Kavalleristen in einem nahen Forst aufgejagt und gefangen genommen. Die Landleute kommen heran, auch Gutsbesitzer und Pächter: „Was Neues? Wie stehts draußen? Können wir was hören? Der Kanonendonner heute ist ja ferner!"— Helle Freudenausbrüche bei den guten Nachrichten, ein altes Mütterlein faltete fromm die Hände und betete, dann nahm es das dreijährige Enkelkind auf den Arm und küßte es unter Tränen.

„Großer Sieg!" meldete uns gestern abend unser zum Armeeoberkommando gefahrener Generalstabshauptmann. Die Kunde flog wie ein Blitz durch die Stadt und erlöste die Bevölkerung vom bangsten Alp. Viele waren bereits geflüchtet, andere hatten alles vorbereitet. Die Nachrichten von furchtbaren Greueltaten der Russen hatten Angst und Entsetzen verbreitet. Ungeheuer groß war die Freude über die kaum erhoffte Siegesbotschaft. „Gerettet! Ge-

rettet!" kam es jubelnd von allen Lippen. Unbeschreiblich waren die Kundgebungen der Freude über den Sieg. Man stürzte den Soldaten, die davon berichteten, entgegen, drückte ihnen die Hände, wollte sie bewirten. Viele der geängstigten Einwohner, die Tag und Nacht den Kanonendonner verfolgt hatten, weinten Freudentränen. „Wir hätten jedem Soldaten um den Hals fallen mögen, als sie uns gestern abend die sehnsüchtig erwartete Botschaft brachten," sagte mir mein Quartierwirt. „Die letzten Nächte hatten wir kaum geschlafen, wir hörten das Dröhnen der Geschütze und verfolgten den Hall. Aber als dann die ersten Gefangenen eingebracht wurden, als wir die trotz aller Ermattung frohen Gesichter der Begleitmannschaften sahen, da wußten wir, daß wir gerettet waren!" —

Es bedurfte heute mittag des durch das Städtchen, das einem einzigen großen Heerlager gleicht, ziehenden Polizisten nicht, der, nachdem er tüchtig die Glocke in bimmelnde Bewegung gesetzt hatte, den großen Sieg verkündete und ersuchte, die Fahnen auszuhängen. Sie flatterten bereits fröhlich überall, an Arbeit dachten heute nur Wenige, in kleineren und größeren Gruppen stand man auf den Straßen und dem Marktplatz mit dem altertümlichen Rathaus, tauschte seine Empfindungen aus und lauschte den Berichten einzelner Mitkämpfer. Bis plötzlich alles an die eine Gassenkreuzung eilte: „Die Gefangenen! Die Gefangenen!" Ja, da kamen sie, wohl einhundert, die graugrünen Mäntel umgehängt, darunter recht gute Uniformen, die Mützen etwas schief, viele der Gesichter von stumpfem Ausdruck. Und hinterher auf drei offenen Wagen ein paar Dutzend russischer Verwundeter, teils liegend, teils auf dem Rand der Gefährte sitzend, alle sorgsam verbunden. Kein Wort des Abscheus, des Zorns, der Verwünschung aus der Menge oder gar der Soldaten — und ich dachte, wie wäre das in Rußland anders, ganz anders, wenn man die Unsrigen so dahinfahren würde! — —

Jetzt am Abend strahlt die Stadt in tausendfachem Lichterschmuck. Friedlich läuten die Glocken — welch einen Widerhall findet ihr Klang in den weit, weit geöffneten Herzen: „Unser der Sieg, dem Herrn und dem Heere sei Ruhm und Ehre!"

VII.

Auf dem Schlachtfelde von Hohenstein. — Unsere Landwehr. — Der Sieg.

Osterode, 30. August.

„Morgen vormittag Besuch des Schlachtfeldes bei Hohenstein; Abfahrt 6 Uhr, die Ordonnanzen bewaffnet, die Herren vielleicht auch. Es sind noch Tausende von Russen in den Wäldern und viele Versprengte, auch Verwundete, die noch nicht aufgefunden." So lautete gestern abend, während die Stadt im Lichterschmuck zu Ehren des Sieges leuchtete, die Ankündigung unseres Generalstabshauptmanns. Unter seiner umsichtigen Führung ward heute morgen die Fahrt nach Hohenstein angetreten, wo es sich um eine wichtige Entscheidung gehandelt hat, durch die zunächst Osterode mit seinem reichen Hinterland vor grausamem Geschick bewahrt blieb. Mit uns surrten mehrere Flieger los, denn ist der Feind hier auch glänzend zurückgeschlagen und zum wesentlichsten Teil vernichtet, so gibt es doch noch genug andere große militärische Aufgaben zu lösen.

Gleich hinter Osterode. Auf den Feldern Hunderte von Familien, die aus den von den Russen besetzt gewesenen Ortschaften, auch aus dem gänzlich zerstörten Hohenstein und Neidenburg geflohen waren, mit, ach, so geringem Hab und Gut. Hier haben sie sich Hütten aus Stroh und ein paar Brettern zurechtgemacht, dort haben sie sich höhlenartige Öffnungen in Heuschober gebohrt, da auf Leiterwagen inmitten von Betten und Matratzen ihre Lagerstätten bereitet, während anderen der harte Erdboden zur Ruhe diente. Noch hält sie das Entsetzen über das Ausgestandene gefangen, noch die Sorge, wie es daheim aussehen mag, nur schwer lösen sich die Worte von den Lippen, sie künden von bitterstem Elend, von vernichte-

tem Besitz, von Mißhandlungen und vermißten Familienmitgliedern! —

Ein Teil der Flüchtlinge hat heute die Rückkehr zu den verlassenen Dörfern angetreten. Der Vater kutschiert, oft auch der älteste Sohn, die Mutter hat das Jüngste im Arm, in der Mitte des Wagens sind die Kinder untergebracht, ein blondes Mädel hält ihr Püppchen, ein anderes das weiße Zicklein, ein paar Kühe werden hinterher getrieben, einige Fohlen springen lustig herum. Ihr Ärmsten werdet bald sehen, was die Feinde euch zurückgelassen, was sie verschont haben: nichts! — —

Unter den hohen schattigen Eichen und Ulmen der Chaussee rattert und knattert es hin und her von und nach Osterode. Die schwarzweißen Farben auf rotem Grund, die vorn auf vielen der flinken Autos wehen, zeigen die Insassen als Offiziere des Oberkommandos an, große Omnibus-Kraftwagen sind für Lazarettzwecke eingerichtet, Ordonnanzen rasen auf Motorrädern dahin, Sanitätssoldaten folgen ihnen, lange Munitions- und Proviantkolonnen wirbeln dichte Staubwolken auf, für fahrbare Feldküchen- und Feldtelegraphen-Abteilungen wird Platz gemacht, bewaffnete Postillone kommen auf dem raschen Wagen der Feldpost, Ulanen-Patrouillen galoppieren an den Patrouillen der grünen Gendarmen vorüber. Alles deutet auf energische Vorwärtsbewegung hin.

Das Gelände ist abwechslungsvoll. Kleinere und größere Waldungen, einzelne Erhöhungen, flache Felder, einige von Wohlhabenheit zeugende Gutshöfe, schmale Gräben und blinkende Teiche. Links ein paar niedrige Bauernhäuser, die Fenster sind herausgebrochen, das Dach weist Öffnungen zum Schießen oder zu Beobachtungszwecken auf, im Zugang liegt Stroh in Blutlachen. Nun rechts der erste Tote, ein russischer Infanterist, als Vorposten gefallen. Ein paar hundert Schritte weiter: ein völlig zerschossenes, ausgebranntes Gehöft. Schluchzend steht die schwarzgekleidete Besitzerin dabei. Abgebrochen stößt sie hervor, daß ihr alles, alles zerstört worden sei, das Vieh geraubt, eins der Kinder verwundet: „Dreißig Jahre haben wir hier gewohnt, alles ist nun dahin, was soll aus uns werden?!“ Hinter dem Hause auf einer Kosakenlanze eine Holztafel: „25 Russen begraben, 28. 8. † 1914.“

Zu Erörterungen ist keine Zeit. Staubwirbel wälzen sich heran, auf zottigen Kosakenpferdchen nahen einige Landwehrunteroffiziere, ihnen folgen, von Landwehr bewacht, in langem, langem Zuge russische Gefangene, über 2000 an der Zahl; gestern hat man sie umzingelt. An der Spitze mehrere Popen, schmierig und verwahrlost, hinter ihnen einige Spione in Bauernkitteln, die Hände gefesselt. O Gott, wie dankbar muß man sein, daß dieser Horde ihr schreckliches Handwerk gelegt wurde.

Wenn diese asiatisch aussehenden, nichts, auch gar nichts von Soldatischem zeigenden, jetzt stumpf und gleichgültig einhertrottenden Räuber und Mordbrenner — wie sie unsere Soldaten bezeichneten — in den deutschen Frieden eingebrochen wären! Ja, jetzt glaubt man alles, alles, was man uns von den russischen Greueln mitgeteilt hatte.

„Galgenvögel sinds, Mordbrenner, keine Soldaten", meinen unsere Landwehrleute, wie mir später Offiziere bestätigten. „Sie haben überall unsagbar gehaust, alle Häuser geplündert, alles nach Wertsachen durchsucht und mitgenommen, dann Feuer angelegt. Die Kugel ist für diese Schufte viel zu schade."

Bei jedem weiteren Schritt folgen immer drängender und eindringlicher die grausamsten Spuren des Kampfes. Erst einige Tote, dann Dutzende, dann der linke Graben völlig von ihnen ausgefüllt, hunderte und aber hunderte. Das Infanteriefeuer der Unseren hat verheerend gewirkt.

Seltsam, nach dem Anblick der Gefangenen betrachtet man jetzt die feindlichen Gefallenen mit Gleichgültigkeit, ja, mit einer merkwürdigen Genugtuung, daß sie rechtzeitig niedergestreckt wurden! In allen Stellungen und Lagen erblickt man sie, die einen mit wutverzerrten Gesichtern, die andern mit ruhigen Mienen, nur einer hat die Hände gefaltet. Viele Kopfschüsse deuten auf die Ruhe unserer Infanterie hin. Dazwischen umgestürzte Munitionskarren, Feldküchen, Ambulanzen, dann Waffen, Uniformen, Mäntel, Gerätschaften aller Art, ferner tote Pferde, Kühe, Schweine, Geflügel. Wie toll soll das Vieh zwischen den Kämpfenden umhergelaufen sein.

Je näher wir Hohenstein kommen, desto mehr nimmt die Verwüstung zu. Hier muß ein scharfer Zusammenprall stattgefunden

haben! Wieder Tote, nur Tote, auch zahllose Kosaken, dann einige Holzkreuze auf niedrigen Gräbern, schnell aufgeschüttet, deutsche Söhne deckt die Erde; eins dieser flüchtigen Kreuze auf dem Bajonett eines feindlichen Gewehres. Die Häuser zerlöchert von Granaten, nicht durchsiebt, nein — zerrissen.

Wir kommen nach Hohenstein, einem freundlichen Städtchen von 3000 Einwohnern. Aber statt der Freundlichkeit herrscht hier des Krieges ganzes Grausen. Alles liegt in Trümmern. Durch die zerschossenen Häuserfronten sieht man ins Innere. Nichts ist ganz geblieben. Hier schwelt es noch in dichten Wolken, da lodern noch die Flammen, unerträgliche Glut verbreitend. Tote Russen liegen in den Straßen und totes Vieh; der Geruch ist kaum zu ertragen. Die Russen hatten hier drei Tage gehaust, dann wurden sie vertrieben. Unsere schwere Artillerie, die Hervorragendes geleistet, heizte ihnen gehörig den Abschied ein. Eine Scheune, in der sich hundert Kosaken verschanzt hatten, die ein weißes Tuch herausstreckten und dann auf unsere nahe herangekommenen Soldaten schossen, wurde in Brand gesteckt mit allem, was drin war. Gestern und auch heute noch fand man in den Kellern versteckt und verbarrikadiert Russen. Einige von ihnen erschossen heute heimtückisch zwei Landwehrmänner; diese Meuchler schießen nicht mehr. Großartiges hat hier bei Hohenstein eine gemischte Landwehrbrigade geleistet. Sie mußte den ersten Stoß der Russen aushalten, die nach Nordwesten durchbrechen wollten. Treffend setzte die schwere Artillerie ein. Aber dann ließen sich die Landwehrmänner nicht mehr halten; sie stürmten auf eine Batterie los, machten die Bemannung mit dem Bajonett nieder und eroberten vier Geschütze.

Den Weg, den wir fuhren, hatte auch unsere Landwehr genommen, unterstützt von einer rechten Nebendivision und nördlich von einem von Allenstein kommenden Armeekorps. Nach heftigem Kampf wurden die Russen geworfen und mehrere tausend Gefangene gemacht; auch Geschütze und Maschinengewehre erbeutet. Die Russen wurden östlich gegen die Seen zurückgedrängt; zugleich griff das südlich von unserer Landwehr stehende Armeekorps über Neidenburg mit stark vorgenommenem rechten Flügel an. Nördlich der Landwehrdivision gingen über Allenstein, Wartenburg, Bischofsburg

weitere ſtarke Teile unſerer Truppen vor, und zwar mit ſtarkem linken Flügel über Paſſenheim, ſo daß die Ruſſen von drei, ja, faſt von vier Seiten gefaßt und in die Sümpfe und Seen geworfen wurden. Gekämpft wurde überall gegen eine ſchwere Übermacht. Durch geſchicktes Anſetzen und richtiges Operieren aber wurden die herrlichen Erfolge erzielt, natürlich auch durch die bewundernswerte Tapferkeit aller unſerer Truppen, die Niegeglaubtes vollbrachten. Die Erfolge laſſen ſich noch gar nicht überſehen. Man zählt vorläufig dreißigtauſend Gefangene mit vielen hohen Offizieren, die dem früher gerühmten ruſſiſchen Mut wenig Ehre antaten und froh waren, daß man nicht kurzen Prozeß mit ihnen machte. Heute dauerten die Kämpfe mit einem entwiſchten ruſſiſchen Armeekorps noch an. Bei Neidenburg tobten meiſt erbitterte ſiegreiche Waldgefechte.

Was unſere Truppen aushalten können, zeigten uns die mittags durch Hohenſtein ziehenden einzelnen Teile von Kavallerie, Infanterie und Artillerie, faſt ausſchließlich Reſerve. Wie flott und friſch ſaßen die Leute zu Pferde, wie ſtramm wurde marſchiert, wie gut war die Stimmung trotz all des Durchgemachten der letzten Tage! „Wir packen noch die anderen, die noch in Oſtpreußen ſind," hieß es; „die Kerle ſollen uns noch kennen lernen, keiner darf hinaus!"

Die Schlacht bei Tannenberg wird man vielleicht dieſe viertägigen Kämpfe nennen. Sie wird für immer zu den höchſten Ruhmestaten des deutſchen Heeres zählen!

VIII.

Die Schlacht bei Tannenberg. — Einzelheiten. Näheres von der Erstürmung Hohensteins.

Osterode, 30. August.

Die Glocken jubeln durch das Land: „Sieg, Sieg, auch im Osten!“ kündet ihr heller Klang. Bange Sorge, tiefe Unruhe, graue Furcht verscheuchen ihre hehren Töne, die jauchzenden Widerhall finden in den frohen Herzen von Millionen Bewohnern Ost- und Westpreußens. Zwar stehen die Russen noch auf einem Stück teuren deutschen Bodens und verüben, vorläufig ungestraft, ihre Freveltaten, aber die Sühne dafür soll und wird bald folgen. Die Schlacht bei Tannenberg hat den Beginn gemacht, an den masurischen Seen hat man mit den Eindringlingen furchtbar aufgeräumt, ein Teil der hier vorgeschobenen besten feindlichen Kräfte ist vernichtet, heute können die ganzen Folgen der gewaltigen Kämpfe noch nicht in ihrer vollen Bedeutung ermessen werden. Und die heldenhafte Arbeit hat erst begonnen!

Welch ein Wechsel der Ereignisse, welch ein Wechsel der Stimmungen! Vorgestern vormittag noch war das freundliche Städtchen hier, seit kurzem der Sitz des Armee-Oberkommandos, im dumpfen Banne lähmender Erwartung des Schlimmsten. Bald näher, bald ferner scholl Kanonendonner herüber, viele der Einwohner waren bereits geflohen, viele andere hatten alles zur Flucht vorbereitet. Die Angst vor einem nahen, vernichtenden Geschick wehte lähmend durch die Gassen. Gestern mittag flatterten überall die Fahnen, freudig strahlten die Augen, vom lastenden Druck befreit waren die Gemüter. „Sieg, Sieg!“ flog es von Mund zu Mund, und als Abglanz der beseligenden Freude wurden mit Einbruch der Dunkel-

heit Tausende von Lichtern hinter den Fenstern angezündet. Lebhaft und bewegt ging es auf den Straßen zu, immer neue Gruppen bildeten sich um die Soldaten, die, aus der Front zurückgekehrt, von den blutigen Tagen und Nächten erzählten, die sie im zähen Ringen mit einem übermächtigen Feinde verbracht hatten. Auch hierbei keinerlei Überhebung, im Gegenteil, diese sonnverbrannten, häufig leicht verwundeten Helden, vielfach der Landwehr angehörend, berichteten in ihrer ruhigen, etwas zurückhaltenden Art von dem tapferen Drauflosgehen, von dem wahren Verbeißen mit dem Feinde, von den — mir von höheren Offizieren gemachten Äußerungen — unerhörten Anstrengungen und Entbehrungen wie von ganz Gewohntem, Natürlichem, Erwartetem. Sie würden kaum andere Mitteilungen von ihren Manövererlebnissen machen. „Den Kerls haben wir's besorgt, aber tüchtig, denen ist das Wiederkommen versalzen . . . wenn sie noch leben sollten!" und denn „Bald geht der Tanz von neuem los, wir werden wieder dazu aufspielen, wenn's nur erst soweit wäre!" —

Die Landwehr in allererster Linie hat hier ganze Arbeit gemacht! Eine gemischte Brigade von ihr mußte, wie ich schon erwähnte, bei dem kaum dreißig Kilometer von hier entfernten Städtchen Hohenstein den ersten, sehr tapfer ausgeführten Stoß der Russen aushalten. Und diese blonden, schmächtigen Männer von eiserner Willenskraft, die noch vor wenigen Wochen friedlich ihren bürgerlichen Berufen oblagen, Männer von echter Kameradschaftlichkeit und von felsenfestem Vertrauen zu ihren Vorgesetzten, diese Landwehrmänner leisteten das alles mit einer selbstverständlichen Pflichterfüllung und Aufopferung. Aber auch sie, deren Kugeln so sicher ihre Ziele fanden, mögen aufgeatmet haben, als endlich Verstärkungen eintrafen, als unsere schwere Artillerie mit ihren hervorragenden Leistungen, mit „ihres Basses Grundgewalt" eingriff und alles, was noch Widerstand leistete, niederzwang.

Fast gleichzeitig drangen die Unseren von Allenstein und Neidenburg vor; über Wartenburg und Bischofsburg kamen sie gleichfalls heran auf Passenheim zu, Infanterie, Kavallerie, Artillerie. Durch die Wälder dröhnten die Hurras, auf die Hügel hinauf preschten die Geschütze, über die Felder jagten mit ihren schwarz-weißen

Fähnchen die Reiter. Das Keſſeltreiben begann! Denn der eiſerne Ring war faſt ganz geſchloſſen! Und in dieſem Ring liegen die maſuriſchen Sümpfe und Seen, die viele, viele der Feinde verſchlungen haben! — Einem Armeekorps gelang es, rechtzeitig zu entwiſchen, es wurde heute geſtellt; im Forſt hinter Neidenburg blitzte es auf. Unſere braven Grauen drangen vor, „erledigt" dürfte morgen die Meldung lauten.

Lebhaft konnte man ſich das Kampfbild jenes 28. Auguſt veranſchaulichen. Hohenſtein, in der Ebene gelegen, war von den Ruſſen beſetzt; dieſe wollten entweder auf der Chauſſee und längs derſelben nach Oſterode vordringen oder hatten das Nahen der Unſeren — einer ſtarken Landwehr-Diviſion — bemerkt, der ſie in offenem Gefecht entgegen zu treten gedachten. Unſere Landwehr, die von Oſterode aus den Anmarſch durch einen Wald genommen hatte, traf hier auf feindliche Vorpoſten, die niedergeſchoſſen wurden — ſie lagen geſtern noch inmitten des erblühenden Heidekrauts, mit dem ſich ihr Blut vermiſchte. Von der Grenze des Waldes wurde von uns das Feuergefecht auf wenige hundert Meter, mit totſicherer Wirkung aufgenommen. Das bewieſen die vielen Kopf- und Bruſtſchüſſe mit ſofortigem Ende, denn die meiſten Geſichter der Toten waren ruhig. Neue feindliche Maſſen quollen aus dem bereits verwüſteten Hohenſtein hervor, da ſetzte unſere herangewetterte ſchwere Artillerie ein. Die Granaten trafen in die zwiſchen dem Walde und der Stadt liegenden Gehöfte und Scheunen, ſie in Brand ſetzend und den in ihnen verbarrikadierten Gegner nicht mehr herauslaſſend. Und dann ward die Stadt das Ziel der Geſchoſſe, die Flammen loderten ſprühend auf. Da ging die Landwehr über die Felder weg mit donnerndem Hurra vor und eine Batterie ſtürmend hinein in das Glutmeer! Noch ein Kampf Mann gegen Mann, der Sieg war unſer! 3000 Ruſſen, die geſtern mittag an uns zwiſchen den Leichen ihrer Kameraden vorübergeführt wurden, ergaben ſich mit ihren höheren Offizieren; viele Beute an Armeeſachen wurde gemacht, Maſchinengewehre, Ambulanzen, Feldküchen, Munitionskarren, Koſakenpferde und was ſonſt zum Troß gehört. Natürlich wurde den Räubern und Mordbrennern alles abgenommen, was ſie geſtohlen hatten: Gold-, Silber- und andere Wertſachen, ſelbſt ſeidene Wäſche! —

IX.

Generaloberſt von Hindenburg. — Das A.O.K. — Der gefangene ruſſiſche General. — Im Garniſonlazarett.

Oſterode, 31. Auguſt.

Das hätte ſich das kleine Hotel mit ſeinen ausgetretenen hölzernen Treppen und winzigen Zimmerchen in dem etwa 14 000 Einwohner zählenden hieſigen Städtchen vor wenigen Wochen auch nicht träumen laſſen, daß es noch zu einer geſchichtlichen Bedeutung gelangen würde. Schwarzweiße Schilderhäuſer ſtehen zu beiden Seiten des niedrigen Einganges, Poſten mit geſchultertem Gewehr wandern auf und ab; von früher Morgen- bis zu ſpäter Abendſtunde, oft auch während der Nacht, herrſcht ein ſtetes Kommen und Gehen. Sporenklirrende Offiziere aller Waffengattungen, junge Feldjäger und ernſte Generalſtäbler, Adjutanten und Ordonnanzen, Flieger und Militärärzte, Soldaten der Stabswache mit dem adlerverzierten Bruſtſchild um den Hals und Burſchen, ein abwechſlungsvolles Durcheinander, in dem doch Jeder genau weiß, was er zu tun hat. Flinke, graue Autos des Oberkommandos halten fortwährend, Offiziere ſteigen aus, Meldungen bringend und Befehle empfangend, auf Motorrädern ſauſen Sergeanten heran, Radler, das Gewehr quer über dem Rücken, folgen ihnen, Beamte der Feldpoſt bringen Briefe und Telegramme, auch einzelne Bewohner und Flüchtlinge ſtellen ſich ein, um vielleicht durch einen glücklichen Zufall von dieſem oder jenem etwas über das Schickſal ihrer Angehörigen, die im Felde ſtehen oder auf der Flucht verſprengt wurden, zu erfahren.

In dem ſchlichten Gaſthauſe hat ſeit kurzem der Oberbefehlshaber des Oſtheeres, Generaloberſt von Hindenburg, ſeinen Sitz aufgeſchlagen. Hochgewachſen, von ſtarker Figur, mit kurzem weißlichen Haar

Digitized by Google

und Schnurrbart, mit scharfen, klugen Augen, kernig und entschlossen im ganzen Wesen und Auftreten, eine soldatische Erscheinung durch und durch, ähnelt der neue Heeresführer dem Fürsten Radziwill, dem einstigen Generaladjutanten des großen Kaisers. Ernst und gehaltvoll, erst wägend, dann wagend, von fester Besonnenheit, starker Entschlossenheit, das ist die unmittelbare Wirkung dieser seltsam fesselnden Persönlichkeit, der neben dem streng Militärischen doch auch so viel gewinnend Menschliches anhaftet.

Dieser General weiß, was er will, das ist der erste Eindruck, der von ihm ausgeht, der sich auch schnell den Offizieren und Truppen mitteilte, die festes Vertrauen zu ihm haben, jenes Vertrauen, das alle Anstrengungen und Entbehrungen leicht ertragen läßt und selbst unter widrigen Umständen zum Siege führt!

Wohl eine der schwersten Aufgaben ist diesem Feldherrn gestellt, der mit eiserner Energie während der letzten Woche die bekannten ruhmvollen Erfolge erzwang. Dazu in dem schwierigsten, weithin sich erstreckenden Gelände veranlaßt, stets Rücksicht zu nehmen auf die vorhandenen Kräfte, die bisher fast Übermenschliches leisteten und sich Tag für Tag vor neue, alle Kräfte anspannende Aufgaben gestellt sahen. Denn so Großes auch erreicht ward, die Arbeit ist auch hier noch nicht voll getan! —

Welche Arbeit das bedeutet, das kann nur der ermessen, der wie der Schreiber dieses inmitten der Ereignisse steht und ihre Einzelheiten verfolgen konnte und fortgesetzt verfolgen kann. Den des Krieges ganzer Jammer umgibt, all das Furchtbare und Entsetzliche, das ein solch gewaltiger Völkerkampf im Gefolge hat, der aber in jeder neuen Stunde von neuer Bewunderung durchdrungen, erfüllt, hingerissen wird für die waffentragenden Söhne unseres Volkes, die — man kann es nur stets wiederholen — Helden in des Wortes vollster Bedeutung sind!

Der Krieg wertet vieles um und ruft noch mehr Veränderungen im allgemeinen wie im einzelnen hervor. Auf der einen Seite vernichtet er das gar zu häufig angewandte Wort, daß der Mensch ein Gewohnheitstier sei, auf der anderen bestätigt er es. Unsere braven Landwehrmänner, die so Glänzendes beim nahen Hohenstein geleistet und mit den Russen ein so kernig Wörtlein Deutsch geredet, haben der

Mehrzahl nach das Gefühl, als ob sie die Uniform nie ausgezogen hätten, und daß der Krieg ihr eigentliches Handwerk sei. Und hatten sich vor wenigen Wochen noch so wohl in ihren bürgerlichen Berufen gefühlt!

Ähnlich gehts mit manchen Dingen den Bewohnern dieses freundlichen ostpreußischen Städtchens, reizvoll an einem waldumrahmten See gelegen. Wer ihnen noch vor kurzem vorauszusagen gewagt hätte, daß in dem frommer Zucht und Sitte sowie höherer Töchterbildung geweihten Kaiserin-Auguste-Viktoria-Lyzeum der Kriegsgott einziehen, und daß man dort statt der hellen Mädchenkleidungen nur die grauen Felduniformen unserer Offiziere sehen würde, den hätten sie gewißlich als schlechten Propheten betrachtet. Heute können sie sichs kaum anders denken, als daß jenes etwas erhöht liegende und von alten Bäumen beschattete stattliche Gebäude dem Armee-Oberkommando als Heim dient, und daß seit altersher zwischen den rauschenden Linden die Flagge mit dem schwarzweißen Wappenschild auf rotem Grunde geweht hat. In der Fasanenstraße befindet sich jenes so plötzlich umgeänderte Lyzeum, von dem aus jetzt eine Jagd im großen angestellt wird, eine Jagd auf das russische Wild, das verheerend und vernichtend in das deutsche Gehege eingebrochen, aus dem es vertrieben und weiter gehetzt werden soll, bis es weidwund zusammenbricht!

Diese Jagd hat schon manch guten Fang gezeitigt, neben den 70 000 Mann Gefangenen der letzten Tage auch den kommandierenden General des 15. russischen Armeekorps Martos, der nach der entscheidenden Niederlage in seinem Auto die Flucht ergreifen wollte. Der Lenker ward herabgeknallt, Seine Exzellenz wollten sich nun zu Fuß zur Grenze bemühen, aber unsere Soldaten waren so höflich, diese Anstrengung nicht zuzulassen; einer unserer Offiziere nötigte Seine Exzellenz, wieder Platz im Kraftwagen zu nehmen, ein Pionier schwang sich auf den vorderen Sitz, neben ihm eine Ordonnanz mit geladenem Karabiner, und — tü, tü, tü — gings hierher zum Armeeoberkommando. Von dort trat heute der General zur Mittagsstunde seine Fahrt zum Bahnhof an und weiter zu einer deutschen Festung, und ein freundlicher Zufall wollte es, daß ich diesem Abschied unter den Lindenbäumen der Fasanenstraße beiwohnen konnte. Ex-

zellenz von ſchlanker, eleganter Figur, im ſorgſam gebügelten grauen Mantel, der noch nichts von den Anſtrengungen des Feldzugs zeigte, neben ihm ſein nicht minder eleganter Adjutant mit ſilbernen Fangſchnüren und blinkenden Orden. Einige unſerer Offiziere geleiteten die beiden Herren bis zum Auto — es war nicht das ruſſiſche! — ein kurzer Gruß, ein Hauptmann nahm in dem Gefährt Platz, wieder ſchwangen ſich Pioniere auf den Vorderſitz, abermals tü, tü, tü, zum Bahnhof gings. Mir aber ſchiens, als ob der preußiſche Adler auf dem Schlag des Kriegsautos recht ſtolz ſeine Fänge ſpreizte.

Ein anderes Bild kurz danach. Im Garniſonlazarett, das keinen Platz mehr für Verwundete hat, ſo daß auch das Gymnaſium und zwei Geſellſchaftshäuſer für die Zwecke des Roten Kreuzes eingerichtet werden mußten, liegt ein zehnjähriger Knabe, Otto mit Vornamen, „Ottchen" von den Pflegerinnen genannt. Drei Schüſſe hat er in das rechte Bein bekommen, das geſtern operiert wurde. Er gehört zu einer Flüchtlingsfamilie, die aus einer der benachbarten Städte beim Nahen der Ruſſen geflohen iſt; ſie ſchoſſen hinterher, und ſo erhielt der Knabe, den man mitſchleppte, ſeine Verwundung. Wo ſeine Eltern blieben, ob ſie noch leben, man weiß es nicht. „Ottchen" jammert nach ſeiner Mutter, früh und ſpät, man tröſtet ihn, dann wünſcht er ein Spielzeug, einen Reifen, man bringt ihm, was er will. Nun hängt der Reifen am Bett, und der liebe Junge blickt mit fiebernden Augen nach dem bunten Holzreifen, leiſe fragend: „Nicht wahr, bald kann ich mit ihm ſpielen?" — — Das ſich nach ſeiner Mutter ſehnende, zerſchoſſene, vielleicht für immer verkrüppelte Kind zerreißt einem mehr das Herz als der geſtrige Anblick der gefallenen Ruſſen auf dem Schlachtfelde von Hohenſtein!

Überhaupt: welch verhaltener Jammer, welch ſtilles Elend hinter den Kuliſſen des Krieges, in die man hier ſo recht hineinblickt. Welche Szenen bei den geflüchteten Familien außerhalb wie innerhalb der Stadt! Im Evangeliſchen Gemeinde- wie im Armenhauſe ſind ſie untergebracht, im Bahnhof und dabei hat man Stroh für ſie ausgebreitet, die Stadt ſorgt für ſie, ſoweit es nur geht. Doch ſie kann bei den Ärmſten nicht die Sorge bannen um die verſchwundenen Familienmitglieder und nicht die Angſt um die verlaſſenen Wohnſtätten, um das Hab und Gut, um das bißchen Vieh!

Aber auch an Freudigem und Erhebendem fehlt es nicht in diesen ereignisvollen Tagen. Gestern gegen abend war es. Auf dem Marktplatz steht eine Gruppe von Landwehrmännern. An ihnen vorüber wandert eine Tagelöhnerfrau, einen Säugling auf dem Arm, zwei drei- und vierjährige Mädchen in einem schmächtigen Futterkarren hinter sich herziehend. Verhärmt das früh gealterte Gesicht, gebückt die Haltung. Einer der Landwehrleute spricht sie an: „Woher und Wohin?“ Geflohen aus einem Dorfe bei Neidenburg, wohin, kann sie nicht sagen. Der eine greift in die Tasche, der zweite, die übrigen auch, mehrere Markstücke werden der Frau in die Hand gedrückt, der Dank abgewiesen: „Schon gut, Frauchen, wir möchten gern mehr geben!“

Groß ist die Opferwilligkeit der Einwohnerschaft, die selbst nicht viel hat, und es deshalb auch verschiedenen „Spitzen“ nicht vergessen kann und wird, daß sie sich, als auch hier die „Kosakenfurcht“ ausbrach, auf und davon gemacht haben. Schulkinder sammelten heute in zwei nur von armen Leuten bewohnten Straßen für die Flüchtlinge: in kurzer Frist hatten sie 40 Mark erhalten! — Und auch hier das Drängen der leichter Verwundeten, möglichst rasch wieder in die Front zu kommen. So hörte ich heute im Lazarett einen jungen Infanteristen bitten: „Ach, Herr Doktor, kann ich nicht bald 'raus? Ich habe noch nichts fürs Vaterland getan, bin gleich im ersten Gefecht verwundet worden!“ —

Muß man nicht mit solchen Männern siegen? Die Antwort darauf wird nicht ausbleiben! . . .

X.

Sedantag. — Aus der Chronik Osterodes. — Vergangenheit und Gegenwart. — Vom Roten Kreuz.

Osterode, 2. September.

Sedantag heute! Fröhlich flattern die Fahnen von den Dächern und aus den Fenstern, Glockenklang durchhallt die Sommerluft, und aus den Kirchen dringt frommer Gesang. Weit geöffnet sind die Herzen, dankbar und glücklich! Von schwerem Alp wurden sie befreit, und wenn man heute auch des einstigen großen Franzosensieges und der Zertrümmerung des Napoleonischen Kaiserreichs gedenkt, so weilen die Gedanken doch weit, weit mehr bei der letzten, vor wenigen Tagen stattgefundenen Schlacht bei Tannenberg.

Der Prophet gilt nichts in der Heimat. Diesmal aber hatte er doch etwas gegolten, wenigstens hier. Denn Jenen, die besorgt orakelten, daß, wenn es bei Tannenberg zum „Klappen" käme, schon der Name eine schlechte Vorbedeutung und die Wahl einer anderen Entscheidung besser wäre, wurde lebhaft zugestimmt. Man weiß ja: Tannenberg, 15. Juli 1410, vernichtende Niederlage des deutschen Ordens durch die Polen. Man fürchtete, daß, wenn der übermächtige Feind vordringen würde, sich auch für Osterode, wie es bei anderen ostpreußischen Städten jetzt geschehen, die Zeiten wiederholen möchten, von denen der Chronist nach jener Schlacht geschrieben: „Die Feinde verbrannten alles, schlugen tot jung und alt, und begingen so großen Mord mit den Heiden (den Tataren), daß das unsäglich ist, und an Kirchen und an Jungfrauen und Frauen, die sie verstümmelten und jämmerlich peinigten." Wobei bemerkt sein mag, daß sich auch diesmal bei den Russen zahlreiche Tataren befanden, die aus dem Militärbezirk Kasan stammen, wo eine starke mongolische Nieder-

lassung ist. Das hätte ich auch nicht gedacht, daß ich, als ich im Frühjahr 1896 nach der Moskauer Kaiserkrönung die interessante, dicht an der Wolga gelegene Tatarenansiedlung besuchte, jene schlitzäugigen Mongolen als verwundete Gefangene in der hiesigen Infanterie-Kaserne, in der ihrer einige Dutzend untergebracht sind, wiedertreffen würde! —

Andere ihrer Stammesgenossen wurden vorgestern mit langen Gefangenentransporten über den Markt geführt, auf den die Fenster meines behaglichen Quartiers hinausgehen. Am Schreibtisch sitzend, entrollen sich vor mir von früh bis spät die fesselndsten und malerischesten Bilder. Der Markt, in dessen Mitte sich das niedrige, im Renaissancestil errichtete, recht stattliche Rathaus erhebt, bildet ja stets den eigentlichen Mittelpunkt einer kleineren Stadt. Und nun erst, wenn die Kriegsfurie durch die Gaue mit vernichtendem Atem haucht! Ihren Odem haben schon mehrfach die alten Häuser hier am Markt erlebt, namentlich während des Siebenjährigen Krieges, als die Russen ganz Ostpreußen besetzt hielten, von 1757 bis 1762, und Osterode eine russische Stadt geworden war. Der Geistliche hielt treu bei seiner Gemeinde aus und ermahnte sie im stillen, dem großen Friedericus Rex die Treue zu bewahren. Rauscht es uns nicht wunderbar und ganz zeitgemäß aus der Kirchenbuch-Eintragung jenes mutigen Pfarrers entgegen: „Herr der Heerscharen, steure den Feinden. Preußen muß jetzo Rußland, Österreich, dem Teutschen Reiche, Frankreich und Schweden alleine die Stirne bieten, welche doch mit ihren äußersten Kräften nichts ausrichten können." — „Wie jetzo!" möchte man unwillkürlich ausrufen, mit einigen Änderungen der Völker!

Und wenn man weiter nachsinnt, was dieser Markt alles gesehen und erlebt hat, so erinnert man sich des Wortes: die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Eines jener schmalbrüstigen Häuser, Nummer 8, zeigt eine Marmortafel mit der Inschrift: „In diesem Hause wohnten in schwerer Zeit vom 16.—23. November 1806 König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise." Hier stellte sich am 21. November als Abgesandter Napoleons Duroc ein und unterbreitete dem König die schmählichen Bedingungen des Siegers, die Preußen zu einem Kleinstaat ohne jegliche Selbständigkeit herabdrücken sollten. Der König

lehnte ab. Wenige Monate später, in der zweiten Februarhälfte 1807, traf dann Napoleon für einige Zeit hier ein und schrieb am 1. März triumphierend an den König von Neapel: „Die preußische Monarchie ist zertrümmert! Nun schlage ich mich mit dem, was von den Preußen noch da ist, mit den Russen, den Kalmücken, den Kosaken, dieser nordischen Brut, die ja einst über das Römische Reich herfielen." Auch seine schöne polnische Freundin, die Gräfin Marie Walewska, ließ der Korse nach dem „jämmerlichen Dorfe", wie er in einem Schreiben Osterode nannte, kommen.

Und werden wir nicht lebhaft an die kürzliche Pariser Bekanntmachung des Ministeriums, die den Rückzug der Truppen von den Vogesen verschleierte, gemahnt, wenn wir in einer vom Grafen Daru hier am 14. Dezember 1811 — der Brand Moskaus hatte Mitte September gewütet — erlassenen Requisition lesen: „Verschiedene Kolonnen der Großen Französischen Armee werden eine neue Stellung nehmen." — —

Wie gern erinnert man sich all dieser Dinge am Sedantage, an diesem 2. September. Diesmal die Franzosen im Bündnis mit „Kalmücken, Kosaken, der nordischen Brut", und diesmal sinds die Russen, deren Kolonnen „eine neue Stellung nehmen werden"! — —

Bei diesem Erinnern schweifen doppelt gern die Blicke über den sich vor mir ausbreitenden Markt. Im kleinen spiegelt er ja die ungeheure Organisation unseres Heeres wider. Da stehen in langen Reihen die Wagen der Feldtelegraphie, in mehreren Autos sind die Aushilfsmittel für die Flugapparate verstaut, einige Berliner Omnibus-Autos zeigen die Flagge mit dem roten Kreuz; die einen sind für die zum Kampffeld eilenden Krankenträger, die anderen mit hängenden Bahren für Lazarettzwecke eingerichtet. Kleinere Autos sind für Schwerverwundete bestimmt, die neben ihnen haltenden für Ärzte. Mächtige Planwagen bergen allerhand Proviant und sonstige nötige Dinge, die an der Front gebraucht werden; die Feldpost harrt der Abfahrt, der gespornte und bewaffnete Postillon sitzt schon auf dem Bock. Neben den Wagen der Röntgendurchstrahlung erscheinen jene der Feldbäckerei; wahre Kraftwagen-Riesen, aus den verschiedensten deutschen Städten, aus Kiel, Chemnitz, Breslau usw. stammend, donnern daher,

beladen mit hochgetürmten Benzinfässern mit der Aufschrift „feuergefährlich“, und an ihnen vorüber flitzen die kleinen Autos des Armee-Oberkommandos mit Offizieren der verschiedensten Truppenteile.

Verwundete Offiziere sitzen auf den schmalen Terrassen der am Markt gelegenen schlichten Hotels, Landwehrmänner, die sonst Wachtdienst versehen, wandern gemächlich an den Läden entlang, Ordonnanzen eilen schnellen Schrittes zu den Wohnungen der Vorgesetzten. Gerade während ich dies schreibe, kommt plötzlich rasche Bewegung in die Wagenreihen der Feldtelegraphie. Die Pferde werden von den Fahrern angeschirrt, die Mannschaften treten zum Appell zusammen. Auch sonst ein merkbares Hin und Her.

Es klopft, der Bursche tritt ein: „Meldung vom Oberkommando, daß um 12 Uhr die Abfahrt erfolgt! Werde mit dem Wagen vorfahren.“ —

Es geht also weiter vorwärts!

Wie sagte doch Graf Daru in seiner aus Osterode datierten Requisition: „Verschiedene Kolonnen der Großen Armee werden eine neue Stellung einnehmen.“ — Das scheint nun bei den Russen der Fall zu sein, eine Rückwärtsbewegung, und wir nach!

Das ist auch eine Sedanfreude! — —

Als Napoleon im Jahre 1807 einige Zeit hier in Osterode weilte, da schrieb er u. a. in einem Briefe an den Marschall Soult: „Die Hauptsache ist, daß der Soldat etwas zu brechen und zu beißen hat.“ Wie sehr sich unsere Armeeleitung dies angelegen sein läßt, kann eigentlich nur der beurteilen, der inmitten der hastenden Ereignisse Einblicke gewinnt in all das hundertfache, wunderbare Getriebe, das bis ins kleinste für den Ernstfall vorbereitet war. Und in erster Linie darin wieder die Pflege der Verwundeten. Auf das glänzendste bewährte sich die Organisation des Roten Kreuzes. Schon vor der Mobilmachung wußte jeder und jede, wo er oder sie sich einzufinden hatte, wenn das Volk zu den Waffen gerufen würde, und als dies erfolgte, da „klappte“ auch hier alles zielbewußt und straff. So fanden sich wenige Tage nach der Mobilmachung zahllose Schwestern vom Roten Kreuz aus Berlin, Kiel, Göttingen, Kaiserslautern und andern Städten in Allenstein ein. Zu ihnen gesellten

sich 36 Diakonissinnen, 6 Röntgen-Schwestern und eine ganze Sanitätskolonne, Küchenpersonal mit allem, was dazu gehört.

Und mit welcher unermüdlichen Hingebung diese weiblichen wie männlichen Mitglieder des Roten Kreuzes ihre oft sehr, sehr schwere Pflicht erfüllen, davon konnte ich mich hier des öfteren persönlich überzeugen bei meinen Besuchen der Lazarette. Freund wie Feind lassen sie gleiche Pflege, gleiche Sorgfalt angedeihen; für die in der hiesigen Infanteriekaserne untergebrachten russischen Verwundeten zunächst etwas ganz Unfaßbares. Mit großen erstaunten Augen verfolgen sie alle Hantierungen und murmeln dankbare Worte, gelegentlich das Zeichen des Kreuzes machend. Freilich nicht alle. Manche glauben, daß sie vergiftet werden sollen, sie trinken nicht eher, als bis die Pflegerin aus demselben Glase einen Schluck genommen hat; andere wieder erheben ein mörderliches Geschrei, wenn die Ärzte mit Scheren nahen, um den Verband aufzutrennen, sie meinen, man wolle sie töten!

Hier ein hübsches Vergiftungsgeschichtchen, das mir der Militärarzt erzählte. Bei den von mir geschilderten Kämpfen um und im nahen Hohenstein wurde auch der Oberst eines russischen Infanterie-Regiments gefangen genommen. Wie er berichtet, hätte er sich gleich nach dem Einrücken seiner Truppe in das Städtchen aufs Rathaus begeben und sich vom dortigen „Senator" ehrenwörtlich versichern lassen, daß von der Einwohnerschaft keinerlei feindliche Handlungen vorgenommen werden würden. Während nun sein Regiment im Kampf begriffen war, hätten ihn einige Soldaten und Zivilisten im Rathause — was hatte denn da der Herr Oberst während der Schlacht zu tun?! — gefangen genommen. Das wäre „Verrat", er hätte die deutsche Nation höher eingeschätzt usw. usw., kurz und gut, er erklärte, daß, ehe sich nicht bei ihm ein „preußischer General" entschuldige, er nicht Trank noch Speise anrühren werde, lieber wolle er verhungern! Und richtig, er wies alles zurück. Man stellte ihm die duftigsten Koteletts hin — nitschewo! Man ließ den Duft eines guten Kognaks in seine Nase duften — nitschewo! Ein Teller mit kaltem Fleisch und ein Fläschchen Portwein ward ihm hingehalten — nitschewo! „Erst General, dann essen," erklärte er dem oben erwähnten Arzt, den er hatte rufen lassen, um seine „Wunde"

zu behandeln. Sie bestand aus einer Anschwellung an der linken oberen Kopfseite; „ein Schrapnell wäre da so dicht vorbeigeflogen," bemerkte der Kriegsheld. Um ihn zu beruhigen, legte der Arzt einen Verband an und ließ, um ihn zu erneuern, das Glas mit essigsaurer Tonerde stehen. In der Nacht dringt aus dem Zimmer des Obersten ein ungeheures Gebrüll. „Gift, Gift, vergiftet!" hört man immer wieder. Man eilt herbei, der Russe windet sich in angeblichen Schmerzen, der Arzt bemerkt, daß der „Vergiftete", der tatsächlich seit 36 Stunden nichts getrunken hatte, nun, ohne den „preußischen General" abzuwarten, vor Durst das Glas mit essigsaurer Tonerde an die Lippen gesetzt hatte!

Interessant ist es, mit den verwundeten Gegnern, von denen viele aus Polen stammen und ganz gut deutsch sprechen, zu plaudern. Einer war sogar in Berlin geboren, er hatte eine Geschäftsreise nach Lodz unternommen, dort hatte ihn die Mobilmachung erreicht, und man hatte ihn in Väterchens Zaren Rock gesteckt. Wie verwünschte er jene Reise! Ein Reservist aus Warschau sagte mir gestern: „Als wir eingezogen wurden, hörten wir nur, daß große Manöver bevorständen. Sonst wäre ja keiner von uns gekommen. Erst als wir an der Grenze waren, merkten wir, worum es sich handle. Da meinten unsere Offiziere: „In acht Tagen essen wir in Berlin Mittag!" —

Auch von anderen Verwundeten vernimmt man, wie ungern sie dem Befehl folgten. Den eigentlichen Russen hatte man gesagt, Deutschland habe Rußland mit Krieg überfallen, es wolle ihm alles wegnehmen, sich bereichern, da es arm sei, da müsse man sich wehren! — Teilnahmslos fügen sich die Tataren in ihre neue Lage; ihre Lohnbücher zeigen als Tag des Abmarsches den 18. August an. Mehrere Wochen früher sind, wie man aus den gleichen Quellen ersah, die kaukasischen Truppen ausgerückt.

Verschiedene Verwundete haben ihre Verletzungen von den eigenen Offizieren durch Kolbenstöße, Säbelhiebe, Revolverschüsse erhalten. Andere zeigen die blutigen Striemen auf dem Rücken, die von den Nagaikas der Kosaken herrühren. Aus ihrer Freude, gefangen und mit leichter Verwundung davongekommen zu sein, machen die meisten kein Hehl. „Pruß' gut, schießt auch gut, Artillerie sehr gut!" hört man des Öfteren.

Ja, „Pruß gut", vielleicht häufig zu gut! — Ruß nicht so gut — davon zeugt folgende, mir eben von zuständigster Seite gemachte Mitteilung: Die Gattin des Rittergutsbesitzers Frankenstein in Sagsau, Kreis Neidenburg, der in der Front steht, war mutig im Gutshause geblieben, um, so lange wie nur möglich, das Besitztum zu hüten. Erst als man das Nahen der Feinde meldete, holte sie ihr Vater, der frühere Landtagsabgeordnete Meyer-Rottmannsdorf, im Auto ab. Da sprengten auch schon die Kosaken heran. Plünderung, Brandlegung, Flammen; Frau Frankenstein mußte flüchten, ihren betagten Vater sowie den seit Jahrzehnten auf dem Gute tätigen Inspektor — diesen, weil er Sporen an den Stiefeln hatte — führte man als Gefangene ab! — Wie mag ihr Schicksal sein? — —

XI.

Nach Allenstein. — Die Stadt während der Russenzeit. „Ausverkauft!"

Allenstein, 3. September.

Immer fesselnder und mannigfaltiger entrollen sich die kriegerischen Bilder, je mehr wir in Begleitung des Armee-Oberkommandos in den engeren Kreis der Ereignisse kommen. Gestern vormittag erfolgte der Aufbruch der Heeresleitung in Osterode, es ging alles wiederum wie am Schnürchen. Gleich einem Zauberbilde wirkte es, als dort, wo auf dem Markt Tag um Tag die Feldtelegraphenwagen, Lazarettautobusse, — Berlin-Wannsee — Gepäck- und Proviantgefährte, Feldpost usw. aufgestellt waren, die Bauernfrauen friedlich ihr Gemüse, Obst, Geflügel, Eier, Blumen feilhielten, und die Bürgerinnen des Städtchens ganz wie sonst wandelten und — handelten.

Zur Mittagsstunde erfolgte unsere Abfahrt, absichtlich später, um nicht in die Trainkolonnen zu geraten. Noch schnell ein Abschiedstrunk mit den verwundeten Offizieren, mit denen wir manch Stündchen geplaudert hatten, auf der weinumrankten Veranda des traulichen Wirtshauses am Markt, das Gepäck gemustert, ob alles vorhanden, ein „Auf Wiedersehen" — wer kann sagen: wo, wie, wann! — und die erbeuteten Kosakenrößlein, die wir uns in Osterode gegen unsere uns in Berlin als Pferde aufgeschwatzten Ziegenböcke umgetauscht hatten, zogen hastig an und trabten flott los. Sie minderten auch nicht die Gangart bei den häufigen Unebenheiten und Steigungen des Weges, bloß machten sie wilde Kapriolen und waren nur mit aller Gewalt am Durchgehen zu hindern, wenn ein

Auto vorbeisauste; die Kinder der Steppe schienen noch keinerlei Bekanntschaft mit jenen tutenden Errungenschaften der Zivilisation gemacht zu haben.

Die Straße, nicht gerade im besten Zustande, windet sich durch schöne Laub- und Nadelwaldungen, in denen hier und da ein kleiner See aufblinkt. Einsam und friedlich alles, bis man plötzlich auf Posten, auf Patrouillen und Feldwachen stößt. Diese, aus zehn bis zwanzig Mann Landsturm bestehend, haben sich ganz häuslich eingerichtet; eine Strohhütte dient für die Nacht als Unterkommen, Heu ist auf dem Moosboden unter schattigen Bäumen ausgebreitet, die Gewehre sind zusammengestellt, die blauen Kringeln der Zigarren und Pfeifen kräuseln empor. Derartige Wachen sind doch recht nötig, denn in den dichten Forsten halten sich noch viele versprengte Russen auf, die leicht Plünderungen in vereinzelten Gehöften und Dörfern vornehmen könnten. Bei einer Wache, die wir antrafen, stellten sich vorgestern nachmittag, wie uns die Leute erzählten, vier russische Soldaten ein; sie hatten ihre Waffen fortgeworfen, knieten nieder und jammerten um Brot und Wasser, sie wären fast völlig verhungert und verdurstet, drei Tage und Nächte schon wären sie umhergeirrt.

Unter diesen Flüchtlingen befinden sich auch recht gefährliche Elemente. So erhielt ein das Rad benutzender Meldesoldat aus dem Busch Feuer. Er sauste unversehrt davon, begegnete einem mit einem Zahlmeister und vier Soldaten besetzten Auto, man suchte die betreffende Stelle auf, und fand dort versteckt einen Hauptmann, zwei Leutnants und siebzehn Mann. Die Offiziere — der Hauptmann hatte wohlversiegelt 120 000 Rubel als Löhnung für eine größere Truppe bei sich — führte man als Gefangene mit fort. Und ähnlicher Geschichten werden mehrere berichtet. Meist sind diese Versprengten, von denen man wohl noch später traurige Überreste im stillen, entlegenen Forst finden wird, so gänzlich erschöpft, daß sie froh sind, wenn man ihnen nichts tut.

Auch wir erreichten ungefährdet, als die Abendsonne ihre rosigen Zirruswölkchen am Himmel ausbreitete, unser Ziel, vor welchem endlos lange Wagenreihen, von Train geführt und begleitet, der Einfahrt in Allenstein harrten. Nach dieser Richtung hin waren auch

mehrfache frische Schützengräben ausgehoben, auch für gesicherte Artilleriestellungen schien man gesorgt zu haben. In der Stadt nur ein schrittweises Vorwärtskommen, es wimmelt von Militär, das hier ein-, dort auszieht, des öfteren mit schmetternder Musik. Viele Abteilungen Maschinengewehre — die Dinger sehen so unscheinbar aus und haben doch eine so verheerende Wirkung — Artillerie, Kavallerie, Infanterie, fast hätte ich geschrieben: „in buntem Gemisch", aber das stimmt nicht mehr, alles Grau in Grau.

Endlich hat man das angewiesene Quartier gefunden in einem der sogenannten „besseren" Hotels. Auch hier Überfüllung, auch hier, wie in vielen Geschäften, nichts oder doch nur sehr wenig mehr vorhanden. Kein Bier, kein Selter, kein „sonst was"! Mit der Tischwäsche — von den Betten schweige ich — steht's ebenso. Aber was macht das, es ist ja Krieg! — Alles sitzt in den unteren Räumen zusammen, an kleinen und großen, ungedeckten, schmuddeligen Tischen. Stabsoffiziere, Johanniter, Generalstäbler, Flieger — einige von ihnen mit dem eben erhaltenen Eisernen Kreuz, das sechs von den Herren zuteil geworden ist, im Knopfloch — Feuerwerker, freiwillige Autoführer, Postbeamte, auch Landwehr- und Landsturmunteroffiziere und Gefreite. „Ober" und Pikkolo rennen auf und ab. „Bitte, Speisekarte!" — „Es gibt nur Schweinebraten." — „Mir einen!", „Mir auch!", „Mir ebenso!" — „Sechs, sieben, acht, zehn Schweine!" schreit Pikkolo und fuchtelt zur Küche. Einige Burschen helfen, auch das genügt nicht — man bedient sich selbst, holt Gläser, Teller, Messer und Gabel und wäscht sie ab, holt den Wein und korkt ihn auf. Zwei junge Flieger machen's umgekehrt wie sonst, sie steigen in die Tiefe, in den Keller, in welchem der Wirt die flüssigen Schätze nur gegen bar abgibt, die buchtigen Flaschen tauchen auf: „Im Hochwald fiel der erste Schuß!" Und ihm folgten in dieser Nacht noch viele. Das „Eiserne" mußte doch begossen werden, und wer kann sagen, ob man's bald wieder so gut haben wird!

Um fünf Uhr heute früh schon schmetternde Marschweisen. Artillerie rollt über das Pflaster, die Bataillone der Grauen folgen mit Gesang, hinaus an den Feind. Das Oberkommando hat seinen Sitz im roten Backsteinbau des Landgerichts aufgeschlagen; dort ein

fortwährendes Gehen und Kommen, die wichtigsten Entscheidungen werden da getroffen. Man will den Russen ordentlich das Wiederkommen verleiden. Wie gut man es schon verstanden hat, davon künden die auf dem Kopernikusplatze aufgestellten, erbeuteten schweren russischen Haubitzen mit Dutzenden von Munitionskarren, die meist noch die langen Granaten in ihren blinkenden Messinghülsen enthalten.

Wenn diese Geschosse auf das schmucke, alte und neue Zeit so anmutig verbindende Allenstein herabgesaust wären! Denn die Stadt sollte in Brand geschossen werden! Man fand diesen Befehl bei einem russischen Flieger, der glücklicherweise bei Wartenburg herabgeschossen wurde.

Vierundzwanzig Stunden dauerte die Russenzeit der Stadt, die in den letzten Jahrzehnten einen so außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Anfang der letzten Woche hatte eine Bekanntmachung der Regierung, daß das Militär Allenstein verlassen würde, daß aber kein Grund zu Besorgnissen vorhanden sei, eine allgemeine Flucht der Bevölkerung zur Folge. Zug auf Zug führte die Flüchtigen davon, Zug auf Zug aber brachte sie zurück, denn, nachdem sie einige Meilen gefahren waren, hielt man sie an, erzählte ihnen von einem großen Siege, bei welchem 150 000 Russen gefangen genommen wurden, und veranlaßte ihre Heimkehr. Diese zurückkehrenden Züge hatten russische Flieger mit Soldaten angefüllt betrachtet, sonst wäre der feindliche Einmarsch schon vierundzwanzig Stunden eher erfolgt. Am Donnerstag früh sprengte eine russische Patrouille herein und erkundigte sich, ob die „Pruß'" noch da wären; die Leute waren sehr erschöpft, baten um Essen, da sie tagelang nichts erhalten hatten, und entfernten sich wieder. Mittags kam dann eine stärkere feindliche Reiterabteilung, und ihr folgte Infanterie wie Artillerie, wohl ein Armeekorps. Der Kommandant setzte sich mit den städtischen Behörden — die übrigen waren verschwunden — in Verbindung; er sagte dem Oberbürgermeister, daß er auf Zucht und Ordnung bei seinen Soldaten halten würde, er verlange das Gleiche von der Einwohnerschaft. Aber er verlangte auch noch mehr: 120 000 kg Brot, 6000 kg Zucker, 5000 kg Salz, 3000 kg Tee, 15 000 kg Grütze oder Reis, 160 kg Pfeffer. Das Brot wurde am dringendsten ge-

fordert, und die ganze Nacht hindurch backte Alt und Jung; viele Frauen und Mädchen wie Kinder der Bürgerschaft halfen. Aber man konnte doch nur einen Teil des Requirierten beibringen: 25 000 kg Brot, 3700 kg Zucker, 3000 kg Salz, 4200 kg Reis und Grütze, 450 kg Erbsen, 110 kg Tee.

Der Kommandant hielt sein Versprechen. Um die Lebensmittelgeschäfte vor Plünderung zu bewahren, wurden Doppelposten aufgestellt, die Offiziere bezahlten, was sie kauften. Die Einwohner brachten den Soldaten zu essen und zu trinken, wofür herzlich gedankt wurde, denn die Leute, von denen viele auch deutsch sprachen, klagten sehr über ihre mangelhafte Verpflegung. Einzelne Regimenter stammten aus dem Kaukasus und aus Moskau, sie waren seit März unterwegs; man hatte ihnen gesagt, es handle sich nur um große, kriegsähnliche Übungen. Die scharfe Munition erhielten sie erst an der Grenze, und erst dort teilte man ihnen den Kriegsausbruch mit; die Offiziere verhießen ihnen den Einzug in Berlin, „in acht Tagen, da nehmen wir Kaiser Wilhelm gefangen, und dann geht's wieder zurück". Wie ich's bei den Verwundeten in Osterode fand, war auch bei diesen Soldaten, deren Uniformen und Waffen sich in gutem Stande befanden, die Unbildung kaum glaublich; von Frankreich, Belgien, England hatten sie so eine blasse Ahnung, Berlin glaubten sie ganz in der Nähe: „wie lange gehen wir noch hin? Einen oder zwei Tage?"

Während der Nacht zum Freitag durchwanderten Patrouillen die Stadt, am Morgen rückte dann die Mehrzahl der Korps ab, es blieben nur einige Kompagnien. Da: Mittags, plötzlich Schießen, unsere Infanterie stürmt von verschiedenen Seiten herein, es kommt zu einigen Zusammenstößen, bei denen die Russen mehrere Tote und Verwundete hatten, die übrigen gaben sich gefangen. Andere flüchteten in die Häuser und verbargen sich dort, etliche schossen aus den Fenstern, wobei leider ein im Auto fahrender Hauptmann getötet wurde; man machte kurzen Prozeß mit ihnen.

Und nun sind die Unsrigen hier, „nicht zu knapp," sagt der Berliner. Die schmucke Stadt, die in ihrer engen Verquickung von Alt und Neu einen sehr fesselnden Eindruck macht, uns in ihren Bauten viel berichtet von gewaltiger Ordenszeit und modernem

Aufschwung, gleicht einem einzigen großen Heerlager. Eigentlich nichts als Soldaten aller Waffengattungen, aller Gaue unseres Vaterlandes. Jedes Haus ist überfüllt mit Einquartierung, in den Gasthäusern, in den Hotels muß man sich selbst bedienen, holt sich aus Küche und Keller nicht das Verlangte, sondern das Vorhandene, und das ist sehr wenig. Nur ein Gericht gibt's meist, man ist froh, wenn man ein Plätzchen hat, um es mit irgendwo „Erbeutetem" und irgendwo an irgendwas gereinigten Messern und Gabeln verzehren zu können. Da an den meisten Stellen das Bier ausgegangen ist, so taucht man in die mystischen Tiefen des Weinkellers, sucht sich seine Sorte aus, berappt sie gleich an den Küfer oder Wirt und erscheint mit ihr frohlockend wieder an der Oberfläche.

Und immer neue Massen von Truppen ergießen sich in die Stadt, lange Regimenter Infanterie und Artillerie, viele Maschinengewehr-Abteilungen. Endlose Züge laufen in den etwas abseits gelegenen Bahnhof ein. Über das Pflaster hallen die Schritte, rasseln die Räder, klappern die Hufe, im Freien wird Halt gemacht, bald lodern mit hellem Schein die Biwakfeuer auf.

Ein freies Stündchen wird dann, wenn es irgend geht, von den Offizieren und Soldaten zu einem Bummel durch die Stadt benutzt, man will dies und jenes ergänzen, Postkarten und Briefpapier kaufen, vielleicht etwas Proviant an Wurst, Schokolade, Tee, Kaffee einheimsen, vor allem Zigarren und schließlich, falls möglich, einen kühlen Trunk zu sich nehmen. Oft, gar oft, ist der Liebe Müh' umsonst. „Ausverkauft," „Keine neuen Waren eingetroffen," „Geschlossen, weil nichts da ist," „Bis auf weiteres kein Verkauf," auch nur kurz: „Geschlossen" liest man an den Eingängen und Schaufenstern zahlreicher Geschäfte. Vieles, vieles futschikato, teils den Russen gegeben, teils den Unsrigen bereits verkauft, und neue Vorräte kommen nicht heran, da die verschiedenen Bahnlinien nur vom Militär benutzt werden. —

Auch hier, in diesem Verkehr innerhalb des Stadtgebietes mit manchen Enttäuschungen des Zuspätgekommenseins, und den vielen Entbehrungen zeigt sich in glänzendem Licht die ausgezeichnete Manneszucht unseres Heeres und die treue Kameradschaftlichkeit. Kein unwilliges Wort, auch nach immer neuen Abweisungen. Einer

Digitized by Google

ſagt dem anderen ſeine „Quelle“, iſt ihm behilflich, ſucht ihn mit Rat und Tat zu unterſtützen; Offiziere und Mannſchaften ſitzen dort, wo es noch was zu ſchnabulieren gibt, bunt zuſammen.

Vergeblich fragt man nach dem Eintreffen von Briefen — daß die Feldpoſt trotz des unermüdlichen Eifers der hier tätigen Beamten in dem ſonſt ſo wunderbar klappenden Räderwerk der Heeresverwaltung noch nicht entſprechend mitzuwirken ſcheint, wird oft bitter beklagt — vergeblich nach neuen Zeitungen. Die „ſoeben“ eingetroffenen Berliner Blätter ſind zehn Tage alt! Und unſer liebenswürdiger Kollege der Allenſteiner Zeitung kann auch nicht, ſo gern er möchte, aushelfen; der Depeſchendienſt mit Berlin und der des Fernſprechers mit Königsberg iſt unterbunden. „Helf er ſich“, aber wie? Man kann ſich doch die ſo ſehnlichſt erwarteten Nachrichten aus der Heimat, aus dem Oſten und Weſten, von unſeren Freunden und Feinden, von den Küſten und dem Meere, nicht aus den Fingern ſaugen! —

Alſo vertieft man ſich, da Leſewurm eben Leſewurm bleibt, in den Inſeratenteil, der in ſeiner Weiſe auch den Krieg widerſpiegelt. So lieſt man u. a. in den letzten Nummern: „Durch die Beſchießung von Neidenburg von ruſſiſchen Kanonen iſt mir am 22. Auguſt, ſeit 12 Uhr mittags, mein Sohn Emil verſchwunden, 15 Jahre alt, Größe 1,52, blond, graue Augen, ſchwarzen Klapphut, grauen Anzug uſw.: Wer von dem Jungen etwas weiß oder mir von ihm Nachricht gibt, erhält angemeſſene Belohnung. Rentier T., Allenſtein.“ — Dann: „Herzliche Bitte. Meine Töchter Ella und Wanda M. ſind bei dem Überfall in Neidenburg verſchwunden. Sollte Jemand in der Lage ſein, über den Verbleib oder das Schickſal derſelben etwas mitteilen zu können, ſo bittet innigſt der bedrückte Vater, Lehrer M., Oſterode, darum.“ — Des ferneren: „Mein Mann, der Gemeindevorſteher K. aus Wallendorf, iſt von Ruſſen gefangen und am 28. Auguſt bei Zasorosz von unſerem Militär befreit worden. Er iſt ſeitdem noch nicht zurückgekehrt. Nachrichten, ob und wo ihn jemand tot oder lebend geſehen hat, erbittet Frau K., Allenſtein.“ —

Auch dieſer Teil der Zeitung redet ſeine Sprache — und ſeine ganz beſondere!

XII.

Kriegsſpuren. — In Grieslienen. — Erinnerungen an die letzten Kämpfe.

Allenſtein, 6. September.

Es bedurfte heute nicht des Weckers und nicht der Ordonnanz, um mich zu früher Morgenſtunde dem ſonntäglichen Schlummer zu entreißen. Schon vor 5 Uhr rollten die Batterien über das Pflaſter, ertönten rauſchende Muſikweiſen, hörte man hallende Kommandos, tuteten ſchrill die Militär-Autos. Für unſere braven Truppen gibt's keine Sonntagsruhe; neuen und ſchweren Aufgaben ſehen ſie entgegen, alle Kräfte werden ſie anſpannen müſſen, um ihrer erfolgreich Herr zu werden.

Aber wie ſonntäglicher Frieden lag es über der von reicher Stimmung erfüllten Landſchaft, durch die unſer von den Koſakenrößlein gezogenes Gefährt flink dahinrollte, um uns nach dem 22 Kilometer entfernten Grieslienen zu bringen, das, unweit Hohenſtein, bei den zur Schlacht von Tannenberg zuſammengefaßten großen Kämpfen am Schluß des letzten Monats ſeine Rolle geſpielt hatte. Die Glocken einzelner Ortſchaften, deren rotgedeckte Häuschen bald näher, bald ferner auftauchten, riefen zur Andacht, auf den Wegen ſah man die Landbewohner in feſtlicher Gewandung, Herden weideten auf den Feldern, ſchlanke Füllen tummelten ſich luſtig um die Mutterſtuten, ein paar ſauber gekleidete Mädelchen ſaßen am Wege und wanden Wieſenblumen zu Sträußchen, die ſie knixend und lächelnd uns darboten.

Und doch zeigte gerade dieſer Weg überall die deutlichſten Spuren des Krieges. Dicht hinter der Stadt waren lange Schützengräben aufgeworfen, die ſich ſpäterhin mehrfach wiederholten. Rechts und

links sah man die Überreste der Biwaklager und bemerkte in den die Chausseen begrenzenden Äckern die tiefen Furchen der Geschütze und Munitionswagen. Einige russischen Ursprungs lagen zerbrochen am und im Graben, über die blinkenden Metallhülsen der langen Granaten funkelte das Sonnenlicht, die Geschosse steckten größtenteils noch in ihren Kästen. Der Wald nahm uns auf, aber auch sein stärkender Kiefernduft konnte nicht die fauligen und atembeklemmenden Gerüche bannen, die der nie vergißt, der ein Schlachtfeld besucht hat; der dichte Forst mochte in seinem moosigen, von blühendem Heidekraut durchsprenkelten Grunde noch manchen toten, unbeerdigten Feind bergen. Wohl auch noch lebende; wurden doch erst gestern noch von einem Gutspächter drei mit Wehr und Waffen versehene russische Infanteristen in Allenstein eingeliefert, die halbverhungert waren, und kam uns ein mit mehreren Unteroffizieren besetztes Auto entgegen, in dem ein russischer Kavallerist saß. Ein herrenloses, recht elegantes, kleineres russisches Auto, das wohl einem höheren Offizier gehörte, war zwischen zwei Bäumen festgefahren, niemand kümmerte sich darum, auch nicht um die tausenderlei Sachen, die verstreut längs der Chaussee lagen: zerbrochene Gewehre, Feldflaschen, Rucksäcke, Patronentaschen, Brotbeutel, Munition, Mützen, Kleidungsstücke. Nur ein ergrauter Bauer schien seinen Nutzen davon gezogen zu haben, er hatte eins der roten russischen Blusenhemden an und freute sich merkbar dieser Errungenschaft.

Rechts, hinter dem gleichnamigen Dorfe, blaute jetzt der waldumzogene Thomsdorfer See auf. Hier muß es zu einem ernsteren Zusammenstoße gekommen sein. Eine Anhöhe war schnell mit Verhauen und Stacheldraht umgeben, von den Bäumen waren durch Granaten die Äste herabgefegt und die Rinde abgeschält worden, einige nahe Häuser lagen in Trümmern, frische Gräber bald hier, bald da. In die winzigen Grabhügel der Russen hatte man kleine, aus Tannenzweigen zusammengebundene Kreuzchen gesteckt. Höher aufgeschüttet waren die letzten Ruhestätten unserer Krieger; zwischen den darauf gestellten Helmen lagen hingestreute Blumen. Die stille Wasserfläche und oberhalb ihres Ufers die stillen Gräber — es war von tiefstem Eindruck.

Digitized by Google

Und bald danach reges militärisches Leben. Ein ganzer Fuhrpark eines unserer Korps mit Hunderten von Wagen war auf der Ebene linker Hand der Chaussee aufgefahren, Feldbäckerei und Feldschmiede sah man in eifriger Tätigkeit, die Funken sprühten und die Hämmer klapperten, die Mannschaften sangen und die Pferde scharrten, und dicht dabei wieder ein Grab mit drei preußischen Landwehrhelmen! — —

Weiter ging's durch Darethen und Stubigotten, zwei kleine Dörfer. Hinter umgebrochenen Zäunen blühten Georginen und Sonnenblumen, aus zerbrochenen Fenstern guckten blonde Kinderköpfe, in einzelnen Gehöften lagen noch ganze und halbzerstörte russische Protzkasten und zweirädrige Rote-Kreuz-Karren. Sonst schien es hier noch gut abgegangen zu sein. Ganz anders in Grieslienen. Hier war es zu starkem Zusammenprall gekommen. Mehrere zerschossene und ausgebrannte Häuser, in denen nur noch die Rauchfänge den Flammen Trotz geboten, in den Strohdächern verschiedener Scheunen Schießluken, zwischen den Trümmern ihrer einstigen Heime verzagte und abgehärmte Bewohner, die geflüchtet und erst dieser Tage zurückgekehrt waren. Schlimm sah es in der Schule aus. Die Bänke und Tische draußen im Wirrwarr durcheinander, die Fenster öde und leer, an den Wänden die Andenken der Schrapnells, drinnen in den paar Stuben blutgetränktes Stroh, Kleiderfetzen russischer Uniformen, Verbandzeug, russische Löhnungs- und Schießbücher, dazwischen Heiligenbilder und die Schulhefte der Kinder; und an der einen kalkzersplitterten Wand das völlig unversehrte Bild unseres Kaisers, eine sehr gute farbige Wiedergabe des bekannten Max Konerschen Gemäldes! —

Von dem Holzturm des uralten, lindenumsäumten Kirchleins schallt das Glöckchen wie hilferufend, und wie verschüchtert hört man die dünnen Klänge der Orgel zum andächtigen Gesang der Gemeinde. Jäh war vor einer kurzen Reihe von Tagen der Gottesfrieden dieses Stückchens heiliger Erde zerstört worden. Die niedrige Steinmauer zeigte schmale, schnell gebrochene Lücken, der Boden ist zertreten, mit zersplitterten Ästen, mit Kleidungsfetzen, Waffenresten bedeckt. Auf einem Grabstein liegt die blaue Uniformjacke eines Gefreiten eines ostpreußischen Regiments nebst Mütze und Tornister, auf einem

blumengeſchmückten Hügel drei Helme. Auf dem Kreuz ſteht: „Hier ruhen drei deutſche Krieger;“ unweit davon ein anderes Grab, zwiſchen zwei ruſſiſchen Gewehren hängt an einer Koſakenlanze eine Tafel: „Hier liegen ſieben Ruſſen,“ nahebei über- und nebeneinander mehrere Tragbahren. Andere ſchmale Gräber ſind noch ohne Bezeichnung; man bettete in ihnen den Bruder des Pfarrers und den betagten Lehrer, die feindlichen Kugeln zu Opfern fielen!

Vom Friedhofe ſcheint ſich der Kampf in den Wald ſeitlich des Dorfes gezogen zu haben. Die Ruſſen nahmen dort Deckung, die Unſrigen folgten. Man kann es aufs Deutlichſte verfolgen. Schließlich, nach etwa zwei Kilometern, ſuchten die Feinde ihr Heil in wilder Flucht. Das zeigen die vielen fortgeworfenen Mäntel, Waffen, gefüllten Patronentaſchen, Uniformſtücke. Und dann kam ein Moor, düſter und verhängnisvoll, mit trüben Waſſerlachen und ſchilfbewachſenem Sumpf. „Halt!“ gebot die Natur. Aber die Warnung ward nicht verſtanden — — und das Moor iſt tief und verſchwiegen!

XIII.

Auf den Spuren der neuen Vandalen.—Rössels Russenzeit. — Der Kriegsbürgermeister. — Unsere Flieger.

Rössel, 8. September.

Den Spuren der neuen Vandalen folgten wir gestern. Von der Bahnlinie aus, auf der recht bedächtig unser langer Zug mit Offizieren, Intendanturbeamten, Ärzten, Krankenhelfern, dann mit mehr denn hundert Pferden und deren Hütern, mit Wagen und Gepäck entlangrollte, sah man, wie die Russen zu beiden Seiten der Bahn gehaust hatten. Verschiedene niedergebrannte Gehöfte und Häuser, die Bahnhöfe in Flammen aufgegangen, die Schienen und Telegraphenleitungen teilweise zerstört, aber von unseren Pionieren schnell wieder ausgebessert; Jammer und Elend hockten am Wege, den die Truppen des Zaren genommen hatten! Blutrot ging die Sonne hinter den stillen, weiten Waldungen unter, blutrot stieg der Mond auf und spiegelte sich in den Seen wider. In unserem bisher von fröhlicher Stimmung erfüllt gewesenen Abteil verstummte das Gespräch von selbst: man gedachte der braven grauen Jungens, die zu vielen, vielen Tausenden über die schweigende Gegend verstreut waren, deren Gedanken der fernen Heimat zuwanderten, denen vielleicht bald die Schicksalsstunde schlug! —

Tiefe Dunkelheit war hereingebrochen, als unser Zug mit jähem Ruck hielt. „Aussteigen!“ hieß es. Nichts zu sehen. Im Schein einiger Laternen tauchten Uniformen auf, Ordonnanzen waren da und verteilten die Quartierzettel. Wir waren also an unserm Bestimmungsorte angelangt, und da auch hier der Bahnhof — wie überall ganz ohne Zweck — zerstört worden war, mußte eine Strecke vorher Halt gemacht werden. Der Mond war bleich geworden, und

in seinem milchigen Schimmer entrollten sich wiederum die stets von neuem packenden kriegsmäßigen Szenen mit Rossen und Reitern, einzelnen Posten und kleinen Abteilungen, mit dem scheinbaren Wirrwarr durcheinander, das sich so schnell löst, weil Jeder weiß, was er zu tun hat, jeder sein Ziel kennt, jeder rasch seine nächste Pflicht erfüllt. —

„Die Ordonnanzen kommen mit Pferden und Wagen nach!" — Der Befehl war gegeben, und so konnten wir dem Städtchen zuwandern, das bald erreicht war. Auf den Gassen Soldaten und Soldaten, vor den Türen und Häuschen die Bewohnerinnen mit ihren Kindern, den aufmerksam lauschenden Musketieren von den Greueltaten der Russen in den nahen Ortschaften berichtend. Einen tiefen Eindruck machte es, zu beobachten, welch schweren finsteren Ausdruck da die Mienen der Soldaten annahmen, wie einzelne sich unwillkürlich emporreckten, wie einer drohend rief: „Wenn wir die Halunken nur erst vor uns haben!" —

Uns empfing wenige Minuten später der idyllische Frieden des von Blumen und Weinlaub umgebenen Häuschens eines der Kaplane der ehrwürdigen Katholischen Kirche, die gewaltig und eindrucksvoll mit ihrem hohen vierschrötigen Turm zum Sternenhimmel aufragte. Und abermals einige Minuten später bot uns der noch junge, weltgewandte Geistliche mit den klugen Augen und dem feinen, blassen Gesicht aufs herzlichste den Willkommentrunk in würzigem Wein vom deutschen Rhein. Rasch war der Tisch gedeckt, was sich noch in der Vorratskammer fand — Brot, Butter, Wurst — es ward mit warmer Gastlichkeit geboten, und schnell fühlte man sich in dem schlichten traulichen Raum heimisch.

Und als dann die Wölkchen der Zigarren bläulich aufstiegen, als aus dem Keller die zweite Flasche gekommen war, berichtete uns unser liebenswürdiger geistlicher Wirt viel von den angstdurchfluteten Tagen, die das kaum 5000 Einwohner zählende Städtchen während der Russenherrschaft durchmachen mußte, wenn es auch hier noch gnädig abging und es nur bei der Angst blieb!

Von jenen gefährlichen Stunden erzählten mir am folgenden Tage bei einem Bummel durch das Städtchen verschiedene an den Häusern befindliche Bekanntmachungen, die ein Stück jüngster, ereignisvoller

Zeitgeschichte vertraten. Die eine auf rotem Papier lautet: „Aufruf an die Bürgerschaft. Um Hab und Gut zu schützen und unsere Stadt vor den schrecklichen Folgen eigenmächtiger und unvorhergesehener Handlungen zu bewahren, muß eine Bürgerwehr eingerichtet werden, die den örtlichen Sicherheitsdienst unter Leitung eines eigenen Führers strenge durchführt. Die Geschäftsstelle ist im Rathause. Die Mitglieder der Bürgerwehr tragen eine schwarz-weiße, gestempelte Armbinde und haben einen handfesten Stock. 10—15 Meldungen sind zunächst notwendig. Die Polizeiverwaltung. J. A.: R. Schwahn. 28. August 1914." — Eine auf kleineren gelben Blättern gedruckte Bekanntmachung derselben Polizeiverwaltung besagt: „Es ist mir von dem ältesten russischen Offizier, der gestern hier weilte, befohlen worden, Nachstehendes bekannt zu machen: 1. Der Rubel gilt laut Armeebefehl 3 Mark. 2. Die Kaufläden (Magazine) sind offen zu halten. Geschlossene sind zu öffnen und mit Verwaltern zu versehen. Alkohol darf nicht verkauft werden. 3. Die Bewohner sollen ruhig in ihrer Häuslichkeit bei der Arbeit bleiben, niemand soll flüchten. Die Flüchtlinge sollen wieder nach Hause. 4. Erlaubt sich ein russischer Soldat Übergriffe, so ist dies zu melden. Der Soldat wird dann bestraft. 5. Wird in der Stadt von den Bürgern auf russische Soldaten geschossen, so wird die gesamte männliche Bevölkerung erschossen und die Stadt dem Erdboden gleich gemacht. — Herr Gymnasialdirektor Dr. Schmeier mußte auf 2—3 Tage als Geisel mitfahren. 2. September 1914." — Und diese beiden Veröffentlichungen erhalten noch ihre Unterstreichung, daß an dem einzigen besseren Hotel des Städtchens die schwarze Aufschrift: „Zum König von Preußen" mit derselben gelben Farbe übertüncht wurde, mit der das Gebäude angestrichen war!

Als ein Blatt aus den Leidenstagen Ostpreußens mag hier nach den allerzuverlässigsten Berichten eine Wiedergabe der Ereignisse, denen dies Städtchen ausgesetzt war, folgen; sie dürfte später einmal gewissen geschichtlichen Wert haben.

Vom 20.—24. August langten immer erneute Scharen von Flüchtlingen aus den näheren und entfernteren Ortschaften an. Der Schrecken, daß die Russen hinter Sensburg durchgebrochen waren und nach Rastenburg vordrangen, riß die Bevölkerung in wildem

Strudel mit. Was sie in Eile von ihrem oft nur so geringen Hab und Gut erraffen konnten, schleppten sie auf allen möglichen und unmöglichen Gefährten mit, das Vieh ward hinterhergetrieben, viel davon entlief. Man verpflegte die Leute, so gut es ging, versuchte aber vergeblich ihre Furcht zu mildern. Die seiner Zeit mitgeteilte regierungsamtliche Aufforderung, ganz Ostpreußen bis zur Weichsel zu räumen, trug das ihrige zur allgemeinen Panik bei. Sie hätte unterbleiben müssen, denn sie zog böse, viele Millionen Schaden verursachende Folgen nach sich!

Da Rössel keinen Bürgermeister hatte — er ist im Felde — und die städtischen Beamten bis auf den Verwalter des Schlachthofes und der Wasserversorgung, wie auch die Mehrzahl der Bürgerschaft geflohen waren, so wurde ein Lehrer der hier befindlichen Taubstummenanstalt, R. Schwahn, zum „Kriegsbürgermeister" gewählt, und dieser mutige, umsichtige, pflichterfüllte Mann hat seine Stellung glänzend ausgefüllt. Der Stadtkassenverwalter hatte gleichfalls Reißaus und die Schlüssel der Stadtkasse mitgenommen. So war man ohne Geld und erhielt von der Evangelischen Frauenhilfe als Einlage 300 Mark — damit wurde zunächst gewirtschaftet! Kein evangelischer Geistlicher — ihre katholischen Amtsbrüder, an der Spitze der Ehren-Domherr, haben sich sehr verdient gemacht — kein Arzt, keine weise Frau am Ort! Das neue Stadthaupt, unterstützt von seiner braven, entschlossenen Gattin — sie hatten verabredet, daß, wenn einem von ihnen etwas zustoßen würde, einer dem anderen auf den Grabstein setzen sollte: „Ich hatt' einen Kameraden . . ." — mußte einer Bürgersfrau in ihrer schweren Stunde Hilfe leisten, mußte Nottaufen und Begräbnisse vollziehen!

Am Abend des 25. August jagte eine russische Kosaken-Patrouille herein, fragte nach der Post und zerstörte dort die Apparate. Eine Patrouille preußischer Husaren, die am Bahnhofe gehalten und von dem Eindringen der Feinde gehört hatte, preschte heran, die Russen hasteten auf ihre Gäule, die Husaren schießend hinterher. Am folgenden Abend rückten mehrere Regimenter russischer Kavallerie ein, Dragoner und Kosaken, im ganzen eine Division, darunter auch Kaiserliche Garde aus St. Petersburg. „Wir sterben lieber, ehe wir unterliegen oder uns ergeben!", sagten sie und zeigten auf ihre

adlergeschmückte Standarte. „Das Feldzeichen haben nur wir, wir Garde des Zaren!" — Zwei Stunden währte ihr Durchzug; das Hotel sowie mehrere Läden waren offen, Offiziere und Soldaten bezahlten, was sie verzehrten und kauften, die Bevölkerung konnte sich ungehindert bewegen.

Der nächste Morgen brachte abwechselnd russische und deutsche Patrouillen; das ging dann so bis zum 1. September fort; zu Zusammenstößen kam es nicht. Die Bewohnerschaft hatte sich beruhigt, da bereits am 28. August auf Veranlassung des kommandierenden russischen Generals bekannt gemacht worden war, die preußischen Bürger möchten nicht flüchten, die Russen führten nur Krieg mit dem Militär. — Wenn sie das nur anderswo auch verwirklicht hätten! Aber in der Nachbarschaft haben sie greulich geplündert und gewüstet!

Unterdessen hatte der „Kriegsbürgermeister", wie er sich selbst mit gerechtfertigtem Stolz nennt, energisch das Heft in die Hand genommen. Eine Bürgerwehr, 22 Mann stark, war begründet worden und durchwanderte Tag und Nacht die Straßen, auf Ordnung sehend. Ein russischer Soldat, der in eine verlassene Wohnung gedrungen und dort gemaust hatte, wurde abgefaßt und von seinem Offizier bestraft. Der Betrieb der Brauerei wurde wieder in Gang gebracht und dort ein Verwalter eingesetzt, die geschlossenen Läden wurden „von Amts wegen" geöffnet und, falls die Besitzer geflohen, von hierzu ernannten Bürgern verwaltet, das Mehl durfte von der Burgmühle nur gegen polizeiliche Bescheinigung verkauft werden. Die Stadt war nach Bezirken eingeteilt worden, das herrenlos herumlaufende Vieh auf den nahen Feldern ward geschlachtet, den Erlös verwendete man zur Unterstützung der Flüchtlinge sowie der Armen und der Frauen, deren Männer unter den Waffen stehen.

In der Nacht zum 1. September fand in der Nähe ein größeres Patrouillengefecht statt; russische Verwundete wurden eingebracht und von den Mitgliedern des Roten Kreuzes verpflegt. Mittags rückte dann eine russische Brigade Kavallerie ein mit Geschützen und Maschinengewehren. Ein Offizier erschien im Rathause mit der Forderung, binnen zwei Stunden müsse die Stadt 30 000 Mark aufbringen, sonst würden die Kanonen aufgefahren werden und

Digitized by Google

dieſem Befehl ernſteſten Nachdruck verleihen! Eile tat not, und es gelang dem „Kriegsbürgermeiſter“ mit einigen Einwohnern, begleitet von vier Ruſſen mit aufgepflanzten Seitengewehr, bei den opferwilligen Bürgern 29 000 Mark einzuſammeln, was um ſo mehr ſagen will, als ja die wohlhabenderen Bewohner geflohen waren. Auch die Quittung mag hier als zeitgeſchichtliches Dokument folgen: „19. Auguſt 1. September 1914. Auf Befehl des Diviſionskommandeurs iſt der Stadt befohlen worden, neunundzwanzig Tauſend — 29 000 — Mark in barem Papiergelde zu zahlen. Die Summe iſt abgeliefert worden. Unterſchriften ... In Ausführung dieſes Auftrages wurde den Bürgern das bare Geld abgefordert. Es zahlte Herr ... Mark ..., buchſtäblich ... Mark, worüber dieſe Quittung. 1. September 1914. Die Polizeiverwaltung.“

Das Geld wurde im Hotel aufgezählt; als man ſich entſchuldigte, daß man die letzten 1000 Mark nicht mehr in der kurzen Zeit zuſammenbringen konnte, ſagte der General, der, wie viele ruſſiſche Offiziere, vortrefflich deutſch ſprach: „Dieſe tauſend Mark ſchenke ich Ihnen, weil Sie unſere Verwundeten ſo gut pflegten!“

Am Nachmittag verließ dann die Brigade die Stadt, als Geiſel den Gymnaſialdirektor Dr. Schmeier in einem Wagen etwa 16 Kilometer mitführend. Da kein Angriff erfolgte, entließ man ihn wieder — es war ein erinnerungsvolles Sedanfeſt für den trefflichen Leiter der Jugend, der ſonſt ſtets an dieſem Tage eine ſchwungreiche vaterländiſche Rede am Kriegerdenkmal gehalten hatte!

Am nächſten Tage rückten die Unſeren ein, mit Jubel empfangen! Sie hatten in der Nacht ein Gefecht mit der Nachhut der Ruſſen gehabt, die in den nahen Ortſchaften ſchlimm gehauſt und viele Bewohner niedergeknallt hatten.

Dies das neueſte Blatt aus der Chronik der kleinen, intereſſanten, 1347 begründeten oſtpreußiſchen Stadt, in der einzelne hochgemute Bauten viel Denkwürdiges aus der großen Zeit der Ordensherrſchaft berichten! — — — — — — — — — — — — — — — —

9. September.

6 Uhr früh. In dem Städtchen herrſcht ſchon das regſte ſoldatiſche Getriebe. Artillerieregimenter raſſeln in langen Zügen über das

Pflaster, ihnen schließen sich viele Dutzende zum Brückenbau bestimmte Wagen mit Booten an, Munitions- und Proviantkolonnen folgen. Wie forsch die Reservemannschaften zu Pferde sitzen, mit gebräunten, energischen Gesichtern! Da richten sich plötzlich fast aller Köpfe nach oben, das bekannte scharfe Surren ist vernehmbar, selbst inmitten des Ratterns der Räder, des Klapperns der Hufe und Wieherns der Pferde, des Knarrens der Speichen, des Stampfens der Geschütze. Ein Flieger erscheint in der sonnendurchfluteten Luft, sich scharf am schönen Himmel abhebend; genau erkennt man die Abzeichen, daß es sich um einen der Unseren handelt. Immer tiefer stößt diese „Taube", daß die Dohlen mit ängstlichem Kreisen den machtvollen, alten viereckigen Turm der katholischen Kirche umflattern.

Wie ich schon früher berichtete, haben sich unsere Flieger große Verdienste um die Aufklärung erworben und sich ihre Eisernen Kreuze wohlverdient. Drei von ihnen wurden verwundet, andere kamen durch merkwürdige Zufälle mit dem Leben davon. So erhielt einer von ihnen, wie er mir gestern erzählte, scharfes Feuer, ein Geschoß ging durch den Benzintank, prallte zurück und verstopfte das eben gerissene Loch! Nur ganz wenig Benzin tropfte heraus, der Flieger, der sich gerade über einer großen feindlichen Abteilung befand, konnte den Heimflug antreten. Bei einer anderen „Taube" ging die Kugel — richtiger die Stahlspitze — durch die Mitte des Propellers, ein dritter Apparat wurde von zwanzig Treffern durchlöchert. „Man hört nur das Klatschen," erzählte mir der erwähnte Flieger, „vom Schuß selbst nichts; plötzlich gewahrte ich, daß der Holm meines Flugzeuges zersplittert war, ich wagte gar nicht hinzusehen, kam aber doch noch gut zurück."

Ich sagte schon, daß sich hier die Russen ganz ordentlich benommen hätten; Offiziere — unter ihnen befand sich auch je ein französischer, englischer, japanischer Offizier — und Soldaten bezahlten, was sie kauften und es kam zu keinem nennenswerten Übergriff.

Um so schlimmer hausten sie in den benachbarten Ortschaften. Aus zuverlässigster Quelle wurde mir folgendes mitgeteilt: Am 27. August ward im nahen Dorfe S. von Kosaken der Nacht-

Digitized by Google

wächter erschossen, weil er auf den russischen Anruf nicht sofort die Hände hochgehalten hatte. Seine Frau begibt sich zum Pfarrer und fragt, ob sie das (übliche) Sterbegeläut erhalten könne. Der Pfarrer rät ab, meint aber schließlich auf die Bitten der Frau: „Tut, was Ihr wollt." Das Glöckchen vom Kirchturm erschallt — — sofort sprengten von verschiedenen Richtungen Kosaken heran, treiben die sämtlichen Männer nebst dem Pfarrer und einem bei ihm zum Besuch weilenden pensionierten Gymnasialprofessor sowie dessen Schwester und Nichte zusammen, sie werden zum Krug getrieben und dort, etliche zwanzig, erschossen! — —

Weiter, durchaus zuverlässig: Im benachbarten Dorfe P. werden der Ortsvorsteher S. und Rendant K. von Kosaken sogleich niedergestreckt, weil sie nicht stehen geblieben waren. Auf einem Gute fanden die Kosaken bei dem Besitzer Anerkennungsscheine für dort gekaufte Remonten; das genügte, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen!

Aber nun das Ärgste, das mir von unterrichteter Seite mitgeteilt wird. Bei dem gefangenen kommandierenden General Martos, dessen ich schon früher gedacht, fand man Papiere, aus denen unzweifelhaft hervorging, daß er an andere Generale den Befehl sandte, Ortschaften in Brand zu stecken, Bürger zu erschießen, Geiseln mitzunehmen, ohne daß irgendein Grund dafür vorhanden war! Denn weder schossen Einwohner auf russische Soldaten, noch wurde Verlangtes verweigert, es sind, um es klipp und klar zu sagen, Ausrottungsbestrebungen. Auch jetzt brennen, nach Meldungen der Patrouillen, wieder alle Orte vor der russischen Front, nicht nur die, welche zum Freimachen des Schußfeldes niedergelegt werden müssen, sondern auch die weiter entfernten!

Es ist eine völlig barbarische Kriegsführung, von der den übrigen Völkern nicht laut genug berichtet werden kann!

Die Russen verfügen über richtige Brandkolonnen! — Man fand hier Kisten mit zurechtgemachten Paketen aus Watte, Papier, Zelluloid bestehend, jedes mit einer Öffnung versehen, in die der Zündfaden gesteckt wird! Im Nu loderte hier der Bahnhof auf, ebenso die Bahnhöfe der ganzen, von den Russen besetzt gehaltenen Bahnlinie, eine völlig sinn- und zwecklose Zerstörungswut!

Wie Hohn auf das Vorstehende lautet eine im nahen H., dem gewesenen Sammelplatze der russischen Kavallerieabteilungen, erlassene, polnisch und deutsch veröffentlichte Bekanntmachung, deren Original vor mir liegt und im genauen deutschen Wortlaut lautet: „Preußische Bürger! Bei Überschreitung der Grenze kämpfen wir nur mit der Armee, aber nicht mit friedliche Einwohner. Privates Eigentum und Leute werden nicht angerührt, mit Ausnahme von Bürger, die mit Waffen ohne irgend ein Abzeichen, daß sie der Armee angehören, angetroffen werden, sie unterliegen strengen Strafen laut Kriegsgesetz. Für alle entnommene Produkte wird mit Geld gezahlt. Bei gewaltsamer Enteignung von Eigentum ist mir zu melden, damit die Schuldigen bestraft werden. Der Kommandierende General Dowoozgcy." — —

Damit die Russen erfahren, wie ihre Verwundeten und Gefangenen von uns behandelt werden und damit sie auch vernehmen, was im Westen sich ereignete, hat man folgendes Mittel gewählt. Bei dem unfern gelegenen W. wurden am 6. September von Jägern zu Pferde zwei russische Geistliche, von denen der eine Religionslehrer am Gymnasium in Warschau ist, gefangen genommen, nebst sechs Soldaten, deren einer neben russisch auch deutsch und polnisch spricht. Unser „Kriegsbürgermeister" erhielt den Auftrag, die Leute gut zu verpflegen, sie ohne Zwang und ohne Bewachung unterzubringen; die beiden Popen wohnten beim jüdischen Religionslehrer, der für sie sorgte. Man teilte ihnen vieles mit, auch die Schauertaten der Kosaken, und unterrichtete sie an Hand der vorhandenen neuesten Zeitungen von unseren Erfolgen in Frankreich und Belgien sowie hier im Osten. Neben dem russischen Dolmetscher besorgte die Übersetzungen und Erläuterungen die Frau eines hiesigen Werkmeisters, die lange mit ihrem Mann in Rußland gelebt hat. Am vorgestrigen Montag wurden die Popen in einem Wagen, und die nebenher marschierenden Soldaten, die dringend und weinend gebeten hatten, sie doch um Himmels willen nicht zurückzusenden, bis zur Übergangszone gebracht und dort entlassen, um zu den Ihrigen zu stoßen. Ihre Meldungen dort in Worten werden wohl sehr bald einen besonderen Nachdruck in Taten der Unsrigen erhalten!

XIV.

Vor der Schlacht bei Drengfurth. — Während des Kampfes. — Der Bismarck-Turm.

Rastenburg, 10. September.

Gestern mittag war's. Hoch oben auf der Plattform des mächtigen, viereckigen Turms der katholischen Kirche in Rössel, stand ich und ließ die Blicke über die fruchtbaren, ebenen Gefilde schweifen. Die den Mittag einläutenden Glocken klangen weich herauf. Wie friedlich alles, die Schaf- und Rinderherden auf den Feldern, pflügende Bauern auf den Äckern, spielende Kinder tief unten am einstigen Wall des trutzigen, in machtvollem Backsteinbau rotleuchtenden Schlosses, das sich einst die als Landesfürsten geltenden wehrhaften Bischöfe von Ermland errichteten. Da aber zuckt es in den Augen wie von jähem Schmerz: hier, da, dort inmitten des sonnenüberfluteten Friedens die schwarzen Spuren des russischen Vernichtungskrieges. Die Bahnhöfe niedergebrannt, Gehöfte in Trümmern und in nordöstlicher Richtung, weiter entfernt, Rauchsäulen verlöschender Brände. Patrouillen hatten schon gestern, wie bereits erwähnt, unserem Oberkommando gemeldet, daß die Russen alle Ortschaften in Brand stecken, auch jene, die nicht in der Gefechtszone liegen; sie führen einen Vernichtungskrieg. Man muß auch sie vernichten mit Stumpf und Stiel, und der dumpfe Kanonendonner, der sich jetzt in den Glockenklang mischte, bildet das Zeichen, daß man die sich langsam zurückbewegende Rennenkampfsche Armee gefaßt und festgehalten hat. Und hoffentlich wird ihr das gleiche Geschick zuteil, wie jenen anderen bei den Masurischen Seen!

Heute um die sechste Morgenstunde rollte mein mit zwei flotten, ausdauernden Kosakenpferden bespanntes leichtes Gefährt

auf glatter Chaussee dahin. Vor sechs Tagen war die russische Kavallerie hier entlanggezogen, und mannigfache Spuren erzählen davon. Brandstellen, tote Pferde, Biwakplätze, auch umgehauene, über den Weg gelegte Baumstämme und Telegraphenpfähle. Die Stämme waren längst beiseite geräumt, an einzelnen Birken klebten auf ihren Steigeisen die Soldaten der Feldtelegraphie, neben ihnen waren jene der Feldsprechabteilung tätig, um die Leitungen zu legen, damit das Oberkommando in Rössel bequeme Verbindung hat mit der fünfzig bis sechzig Kilometer entfernten Front.

An der idyllisch gelegenen Wallfahrtskirche Heiligelinde gings vorüber, Flüchtlinge, die schon seit Wochen ihr Nomadenleben führen, und deren Planwagen mit Kind und Kegel, mit Pferden und Kühen, auf einer Lichtung standen, pilgerten zum Gotteshause, um von der Gnadenmutter Erlösung von ihren Sorgen und Ängsten zu erflehen. Der schöne Ort war, wie sämtliche Dörfer, militärisch besetzt, auch die einzelnen, abseits gelegenen Gehöfte. Eine Sicherung der Chaussee und der sie benutzenden zahlreichen Militärautos, Bagagewagen, Feldposten, Munitions- und Proviantkolonnen schien, obgleich diese Gefährte stets Deckung hatten, doch bei der Nähe der feindlichen Hauptmacht und den dichten, ein unbemerktes Vordringen leicht ermöglichenden Waldungen nötig zu sein.

Der Geschützdonner nahm stetig zu, wie auch das ganze kriegerische Getriebe hinter Rastenburg, wo die Russen mehrere Tage geweilt, die Brücke gesprengt, die Post ausgeraubt, das Infanteriekasino eingeäschert, der Bürgerschaft 22 000 Mark erpreßt hatten. Motorradfahrer sausten vorbei, die Kraftwagen des Oberkommandos mehrten sich, auf den Benzin enthaltenden Fässern gewaltiger Lastautos thronten die Landwehrmänner, das Gewehr in der Hand, Gendarmen sprengten einher, rechts und links auf den Feldern waren in bestimmten Staffeln die Munitions-, Proviant- und Sanitätskolonnen aufgefahren. Feldküchen und -bäckereien sah man in eifriger Tätigkeit, andere Mannschaften kochten selbst ab, in langen Reihen standen die Pferde. Aus dichten Staubwolken tauchten Artilleristen auf, je sechs Pferde zogen die leeren Wagen, die gefüllt eiligst zum Schlachtfelde zurückkehren sollten.

Und nun die Vorboten des seit vorgestern abend tobenden

Kampfes. Ein paar Wagen mit Leichtverwundeten, die Leute ſaßen auf Brettern und Schemeln, einzelne rauchten, andere tauſchten ihre Erlebniſſe aus, hinterher ſchritten mehrere Infanteriſten mit verbundenen Armen und Händen. „Wie ſteht's vorn?“ — „O gut! Vorgeſtern haben wir die Kerls aus Drengfurth, geſtern aus Gerdauen geſchmiſſen!“ — „Bravo, Jungens, hoffentlich geht's weiter ſo!“ — „Na gewiß, die Hunde müſſen's tüchtig bekommen, die elenden Mordbrenner, die! Schade, daß wir nicht mehr dabei ſein können! Na, wir holen's in Rußland nach!“

Jetzt traurige Bilder. Erſt einzelne, dann gleich mehrere langgeſtreckte Leiterwagen. Auf Stroh liegen eine Anzahl Schwerverletzter; wie bleich die Mienen, einige die Köpfe wie tot zurückgebeugt, aber kein Schmerzenslaut iſt zu vernehmen! Ihr Treuen, ihr Tapferen, wenn man euch doch helfen könnte, heiße Wünſche begleiten euch, daß ihr die Heimat, daß ihr eure Lieben wiederſehen, daß ihr geſunden möchtet!

Zwei Trupps Gefangener. Jeder Trupp zu ein paar Dutzend. In ihren graugrünen Uniformjoppen trotten ſie ſtumpf einher. „Woher ſeid ihr?“ — „Vom 22. und 26. Korps.“ — „Wo ſtehen dieſe?“ — „In Grodno und Petersburg.“ — „Wer kommandiert die Armee?“ — „Rennenkampf!“

Dieſen Schlingels merkt man es nicht an, daß die Armee dieſes Generals die beſte des Zarenreiches iſt. Vielleicht in kurzem: war! Aber ſie müſſen ſich gut geſchlagen haben, denn wie ein begleitender Landwehrmann erzählt, iſt der eine Trupp von einer ganzen Kompagnie von 200 Mann übrig geblieben.

Ulanenpatrouillen jagen vorüber; ſie machen den Weg frei für eine flott trabende Munitionskolonne. „Vorwärts! Vorwärts!“ ſchreit der Führer. Und die kurzen Peitſchen ſauſen auf die Pferde.

Ganz nah dröhnen die Geſchütze. Eine Biegung, und wir ſehen ſie auf einer Anhöhe vor uns.

„Vorwärts! Vorwärts!“ rufen auch unſere Ordonnanzen. Die Koſakengäule legen die Ohren zurück und ſchlagen einen Galopp an, daß das Wägelchen auf dem holperigen Pflaſter des jetzt erreichten Drengfurth hin- und herſchleudert. Aber bald hemmen ſie den Lauf. Überall Stockungen. Marſchierende Reſerven, Lazarettautos, Melde-

Radfahrer, auch Planwagen mit angſterfüllten Flüchtlingen, Kavalleriepatrouillen, Gendarmen zu Fuß und zu Pferd. Und hinein in das lärmende Gewirr tönt das bum — bum — bum.

Nun ſind wir aus der Stadt. Weiter geht es nicht, wenigſtens nicht mit dem Gefährt. Das wendet auf ein Feld, wir ſpringen hinaus und eilen in Haſt zur Batterie; vorüber an den Munitionswagen, die im Schutze eines idylliſchen Friedhofes ſtehen mit der, ach, ſo bezeichnenden Inſchrift: „Wieder aufzublühn, wirſt du geſät!“, hinweg über Stoppeln und Ackerfurchen.

Zwei Batterien halten in einiger Entfernung nebeneinander, abwechſelnd feuernd. Hinter Hügeln, auf denen langausgeſtreckt die Anweiſer liegen, befinden ſie ſich in gedeckten Stellungen, jedes Geſchütz noch hinter einem Erdwall. Die Kanoniere ſtehen bereit mit den die Granaten enthaltenden Flechtkörben. „Das erſte Geſchütz — Feuer!“ Bau, eine kleine Feuergarbe, dann hört man die Granate ſauſen — ſ — ſ — it —, die aus dieſen 15-Zentimeter-Haubitzen den Feind in ſeiner über 5000 Meter entfernten Stellung erreicht.

„Halt!“ Der Hauptmann der uns nächſten Batterie ſprengt heran. „Front nach rechts mit geladenen Geſchützen!“

Der Feldwebel zügelt ſein Pferd: „Vorwärts! Fünfzehn Schritt zurück! Die Karabiner mitnehmen!“

Im Galopp preſchen die Pferde mit den Protzen heran, im Nu ſind die Geſchütze befeſtigt, wird eingeſchwenkt.

Dem Feldwebel geht es immer noch nicht ſchnell genug: „Raſcher, zum Himmeldonnerwetter! Wollt Ihr denn die ruſſiſchen Schufte entwiſchen laſſen? Vorwärts! Vorwärts!“ — Und ratternd, mit wiehernden, ſchnaubenden, ſandaufwirbelnden Pferden, jagt die Batterie über den Sturzacker, in einen Hohlweg eintauchend.

Die zweite Batterie iſt noch geblieben: „Das dritte Geſchütz — Feuer!“ Und wieder nimmt eine Granate ihren ſauſenden Flug.

Das Ziel iſt ein die Anhöhe rechts krönender, ſtumpfer Turm.

Die Ruſſen hatten ſich hier recht nett eingebuddelt, in langen Gräben mit Erdaufſchüttungen vorn, in Löchern und hinter Verhauen, die noch durch Drähte geſichert waren. Aber unſere ſchweren Geſchütze haben ſie hier bald Reißaus gelehrt, die Granaten, deren Stücke und Splitter umherliegen, riſſen tiefe Löcher und

wirbelten den Boden auf. Die Flucht muß schnell gegangen sein; Patronentaschen überall, ihr Inhalt zerstreut, das Sonnenlicht glitzert auf den Metallhülsen und Stahlspitzen; dann wieder Uniformstücke, Gewehrkolben, Spaten, Hacken, Taschen, Kochgeschirre.

Der Turm ist erreicht. Bismarck ist er geweiht. Die Feinde hatten ihn entweiht, hatten die Büste des Gewaltigen zerschlagen, ihre Stücke lagen draußen herum. Aber unsere braven Jungen sorgen jetzt für die Strafe.

Welch ein Anblick von dem noch vorgestern von den Russen als Ausguck benutzten Turm, über dessen Eingang es mit Goldbuchstaben blinkt: „Unserm Bismarck!" Sie sahen nach Drengfurth zu, von wo die Unsrigen herandrängten; wir sehen jetzt nach der entgegengesetzten Richtung, in der die Russen fünf Kilometer weit zurückgewichen sind.

Welch ein Gemälde von packendster Großartigkeit und bewegendster Wucht zu unseren Füßen! Dicht unter uns einige Gruppen von Generalstäblern und anderen Offizieren, Beobachtungen anstellend und die Karten studierend, um die sie liegen oder knien. Ein zum blauen Rehsauer See herabfallendes Gelände, rechts vom See eine zerschossene Ziegelei und die aus dichtem Grün auftauchenden roten Dächer des Dörfchens Fürstenau. Jenseits des Sees hügelan die in Schützenlinien vorgehenden Massen unserer Infanterie, deren Salven herüberknattern. Hinten fünf, sechs Dörfer in hellen Flammen, über denen dunkle Rauchwolken lagern. Zwischendurch und etwas oberhalb der Ortschaften die feindlichen Batterien, in denen es zweimal in der Minute aufblitzt. Unter dem blauen Himmelszelt die zarten, flockigweißen, langsam zerflatternden Wölkchen der Schrapnells, im Gegensatz zu dem Sausen unserer Granaten, die mit singendem Ton unsichtbar die Luft durchschwirren. Geschützdonner, in abgehackten Tönen, hüben und drüben. In der klaren Luft alles erkennbar, vor allem mit dem Glase, und alles hörbar.

Rechts, in dem vorhin erwähnten Hohlwege, der nach Fürstenau führt, galoppieren Ulanen voran, den Weg frei machend, ihnen nach hasten vier Batterien im Galopp. Sie verschwinden im Dorf, tauchen seitlich desselben auf, jagen bergan, nehmen hinter dichtem

Buſchgeſtrüpp ihre Stellung — bum, bum, bum, bum die erſte Salve, der raſch weitere folgen.

Wir verlaſſen den Turm und dringen weiter nach vorn, bald oberhalb des eben genannten Dorfes, an einem von Bäumen beſchatteten kleinen Friedhof Raſt machend. Hier finden wir auch unſeren Generalſtäbler. Seine Miene drückt Zufriedenheit aus. „Wie ſteht's, Herr Hauptmann?" — „Gut nach allem Anſchein. Wie Sie ſehen, dringt unſer rechter Flügel vor, in der Mitte hatten wir geſtern Erfolge, hoffentlich drängt auch der linke Flügel an. Die Ruſſen haben ſich tüchtig verſchanzt, ſie leiſten harten Widerſtand, aber wir werden ſie doch in die Zange nehmen."

Eine Gruppe ländlicher Frauen, Männer, Kinder weilt abſeits ganz ſtumm, ganz ſtarr. Wie gebannt hängen ihre Augen an den brennenden Dörfern, ſie ſchauen nichts weiter als jenen Flammenherd; rot umrändert ſind ihre Augen, mit tiefem, wehem Ausdruck. Die Heimſtätten der nun Heimatloſen ſind's, die dort in Aſche ſinken! Nichts haben ſie gerettet.

„Nicht mal unſere Trauringe haben ſie uns gelaſſen," ſagt mit ſtockender, heiſerer Stimme einer der Männer. „Zwanzig Jahre haben wir ſie getragen, ſie hatten ja keinen Wert, aber ſie hatten uns in Freud und Leid begleitet. Da kamen die Koſaken. Alles geplündert. Den Pfarrer erſchoſſen, nur weil er nicht wußte, ob deutſches Militär in der Nähe ſei, zwei anderen aus unſerem Dorf ging's ebenſo. Unſeren ſchönen Weizen den Pferden in Bergen vorgeſchüttet. Dann zeigten ſie auf die Ringe von mir und meiner Frau. Als wir ſie nicht ſchnell genug herabziehen konnten, da machten ſie eine Bewegung, als ob ſie uns die Hand abhacken wollten, hatten ſchon die Säbel gezogen, fuchtelten damit herum — na, da ging's ſchnell!"

Die Frau hatte bei der Erzählung beide Hände vor das Geſicht gepreßt, ſie ſchluchzte auf, dann ganz leiſe: „O, Gott im Himmel, hab' doch Einſehen, hab' doch Erbarmen mit uns!"

Und der Bismarck-Turm blickt herab auf das Schlachtfeld, auf dem unſere herrlichen Soldaten zäh und mutig vordringen. Ganz finſter und drohend ſieht er mit einem Male im grellen Sonnenlicht aus, dieſer Turm, als ob er den Zorn des geſamten deutſchen Volkes verkörperte!

XV.

Die Kämpfe bei Gerdauen. — Was der Gutsverwalter erzählt. — Die Berichte unserer Soldaten.

Nordenburg, 12. September.

In Barten, einem Flecken von 1500 Einwohnern, hatten wir übernachtet, und dort im Fluge wieder allerhand Scheußlichkeiten der Russen gehört, die binnen 14 Tagen aus dem kleinen, armen Ort über 200 000 Mark an Waren, Lebensmitteln und Wertsachen geraubt hatten. 40 Fuder Unrat hatten nach ihrem Wegzuge vom winzigen Markt fortgebracht werden müssen! In flotter, vierstündiger Fahrt war's dann nach Gerdauen gegangen, einem freundlichen Städtchen, das einst an 3000 Einwohner beherbergte. Heute könnte es deren nicht 300 mehr aufnehmen, und diese müßten in jämmerlichen Löchern, in die Wind und Regen dringen, Zuflucht suchen. Alles zerstört, fast alles ausgebrannt; die Granaten, und zwar die aus unseren Geschützen, hatten gute Arbeit getan! — Deutsche Kugeln müssen deutsche Städte verwüsten, um die fremden Barbaren zu vertreiben! Der Gedanke schon ist furchtbar, er mußte leider, leider seine furchtbare Verwirklichung finden! —

Und nun saßen wir nahe dem Städtchen, das mal gewesen, am letzten Sonnabend-Vormittag unter der schattigen, alten Linde des Hofes der schloßartigen Besitzung des Herrn v. Jansen, eines sehr reichen Gutsbesitzers. Granatstücke lagen noch umher, Mauern und Dächer wiesen tiefe Löcher auf, der Boden war zerwühlt, das Grab eines Russen, der sich nicht ergeben wollte und dort vor jenem Gebüsch erschossen wurde, befand sich in einem Gärtchen nahebei. Während der kurzen Rast erzählte uns lebhaft und angeregt der

Verwalter von der „Russenzeit“ und ihrem jähen Ende. Zwei Wochen hatten die Russen hier gelegen. Vier Regimenter Infanterie und 48 Geschütze. Zum Teil hatten sie schlimm gehaust, in der Brauerei die Fässer eingeschlagen, daß das Bier im Keller zwei Fuß hoch stand, die Vorwerke niedergebrannt, das Vieh weggetrieben, die Bewohner, die nichts gaben, weil sie nichts hatten, gemißhandelt. Von den in der Nähe wohnenden Gutsbesitzern erpreßten Offiziere mit vorgehaltenem Revolver Bescheinigungen, daß sie für 4000, 5000 Rubel Vieh für die Armee gekauft hätten, und sie hatten nicht einen Pfennig bezahlt! — Den Schloßherrn und seine Frau bedrohte man mit Erschießen, weil sie wehrpflichtige Deutsche versteckt halten sollten, was nur erfunden war, um Erpressungen auszuüben oder nach vollbrachter Tat besser plündern zu können. Höhere Offiziere legten sich stets ins Mittel; hatten sich doch hier der (russische) General Schröder, der Fürst Gargarin und zwei Grafen Mieschalo von Falckenstein einquartiert, — alle vom Minskschen Korps — die das Ärgste verhüteten.

Einen interessanten Brief teilte mir der Verwalter mit: „Herr Jansen. Heute ist sehr kalt, und ich mit unsern Kameraden — Offiziere — will etwas trinken. Ich weiß, das sie in seinem Schloß geblieben und ich bitte sie geben meinen Soldat Wein oder Schnaps. Danke sehr. Hochachtungsvoll Leitnant Beloschk.“ — Der Russe dürfte bei dem Schloßherrn wohl Erfolg gehabt haben; wie ja auch jener Offizier den verlangten Mosel erhielt, den er schleunigst im Stich ließ, als am Dienstag-Nachmittag der letzten Woche plötzlich die Granaten hereinhagelten, 80 Schuß in der Minute, später 40. Das Feuer unserer Batterien währte vier Stunden. Es war von vernichtender Wirkung, die russischen Geschütze, die hinter dem Schloß aufgefahren waren, hielten ihm nicht stand. Die Bewohner des Schlosses waren in den Keller geflüchtet, in welchem der Hausherr mit seiner Gattin Schach spielte — — wie leicht hätte es ein „schachmatt“ für das ganze Besitztum werden können, das verhältnismäßig noch gut weg kam! —

Am folgenden Morgen räumten die Unseren in der Stadt mit dem Bajonett auf, es kam zu blutigen Einzelkämpfen, jedoch war die Hauptmacht während der Nacht nach Insterburg zu geflohen; die

Kerls gingen im Laufschritt, viele hatten ihre Stiefel — ich sah sie kurz danach längs der Chaussee — fortgeworfen, um rascher vorwärts zu kommen; Kosaken, die ihre Pferde verloren, hatten sich auf Bauerngäule, selbst auf einjährige Fohlen gesetzt und jagten eiligst davon. Am Donnerstag früh erschien dann deutsche Infanterie und säuberte die Umgebung; bieten doch die ausgedehnten Waldungen überall Schlupfwinkel für das Gesindel, das bald hinterrücks schießt, bald sich sofort gefangen gibt. So kamen dieser Tage sechs versprengte Russen zu einem Gastwirt, sie baten ihn, sie gefangen zu nehmen und flehten um etwas Brot. Den letzteren Wunsch erfüllte er ihnen, den ersteren nicht, er dürfte das nicht, sie möchten sich nur dort an den Waldrand legen und warten, bis er mit dem Taschentuch winke. Bald danach kam eine deutsche Patrouille, der der Wirt Mitteilung machte; er ging hinaus, gab das verabredete Zeichen, die sechs nahten und fanden Erfüllung ihres Verlangens.

Wie mir Gefangene — meist deutsch sprechende, bescheiden auftretende und gut aussehende Juden aus dem Kownoschen Gouvernement — berichteten, greift die Mißstimmung in der Armee, namentlich in den Reserve-Regimentern, um sich; die Leute wissen nicht, warum sie in den Krieg gezogen sind, sie glauben nicht mehr an die Siegesnachrichten, die ihnen die Offiziere fortwährend erzählen, auf deren Befehl sie dann stets laut Hurra schreien müßten; sie haben zum Oberbefehlshaber General von Rennenkampf, in dessen Begleitung sich der Großfürst Nicolai Nicolajewitsch befand, kein Vertrauen und wollen in die Heimat zurück. Die größte Angst hegen sie vor unserer Artillerie; wer ein einziges Mal in ihrem Feuer war, ist zum zweiten Mal nicht mehr hineinzubringen! Unter den Offizieren herrscht keine rechte Disziplin, unangenehme Befehle werden oft nicht ausgeführt, man sagt, man hätte sie nicht erhalten. Drei ihrer eigenen Flieger haben sich die Russen heruntergeholt, sie hielten sie für deutsche! Und noch etwas sehr Beachtenswertes aus den Mitteilungen eines gefangenen Einjährigen, der in Berlin studiert hatte: Ein Polizist war schon vor mehreren Monaten zu seinen Eltern gekommen mit der Aufforderung, sie möchten ihren Sohn zurückkehren lassen; dasselbe Gebot war an alle übrigen ergangen, die militärpflichtige Söhne im Ausland hatten! —

Heftige Kämpfe hatten hier in der näheren und weiteren Umgebung Mitte und auch noch Ende der letzten Woche stattgefunden. Es galt, die hier befindlichen Teile der Rennenkampfschen Armee festzuhalten und kampfunfähig zu machen. Sie hatte den Rückzug angetreten, nachdem ihr Führer die Vernichtung der anderen Armee erfahren hatte und nun durch die vorhandenen sowie mit Hilfe der nach der Schlacht von Tannenberg freigewordenen deutschen Truppen eine Umklammerung befürchtete. Mit wahrhaft heldenhaftem Mut und einer bewundernswerten Zähigkeit und Ausdauer haben unsere herrlichen Krieger diese Aufgabe ausgeführt! 50 und mehr Kilometer lange Märsche legten sie täglich zurück, standen oft in den blutigsten Gefechten, mußten sich meist Abend für Abend ihre Nachtquartiere mit dem Bajonett erobern und begnügten sich mit geringster Kost und wenigen Stunden Schlaf, den Befehl: „Vorwärts, nur vorwärts!" mit einer Hingebung ohnegleichen ausführend. „Die Verfolgung nach der Schlacht bei Belle-Alliance," sagte mir ein Generalstäbler, „ist Kinderspiel gegen das, was unsere Soldaten in diesen Tagen geleistet haben, die dem Feinde keine Rast noch Ruh gegönnt, ihn faßten, wo er ging, ihn hetzten, ihn abfingen, ihn schließlich völlig widerstandslos machten, so daß die Truppen, die über die Grenze gelangten, vorläufig überhaupt nicht mehr gebrauchsfähig sind. Und mit ihnen über die Grenze flieht der Schrecken und das erschütterte Vertrauen zum Oberbefehlshaber von Rennenkampf, mit dem gleichzeitig der Großfürst Nicolai-Nicolajewitsch Reißaus nahm!" — —

Immer wieder bereitete es mir helle Freude, in Nordenburg den schlichten, so bescheiden vorgetragenen Erzählungen unserer Soldaten — ausschließlich Leichtverwundeten und fast nur Reservisten und Landwehrmännern — zu lauschen. Mehrfach waren sie im Sturm auf feuernde Batterien und Maschinengewehre losgegangen, hatten die Mannschaft, wenn sie nicht geflohen war, niedergemacht und die Beute mitgenommen. Stets waren sie in der Minderzahl gewesen, häufig waren sie auf Verrat gestoßen. In eine Scheune hatte sich eine Anzahl Russen geflüchtet, sie steckten ein weißes Tuch heraus als Zeichen der Ergebung. Als die Unseren nahten, ward heftiges Feuer auf sie eröffnet, das fünf von ihnen das Leben kostete,

andere schwer verwundete. In weniger als zehn Minuten stand die Scheune in Flammen, vergebens hallte jetzt der Ruf: „Milosj!“ („Gnade“). Einer unserer Verwundeten zeigte mir einen einem russischen Offizier abgenommenen Revolver; die Kugeln waren vorn abgeplattet und gekerbt! Ein anderer Fall: Drei Offiziere hatten sich nach einem Gefecht unter ihren Mänteln verborgen und über diese Sträucher gebreitet. Sie schossen hinterrücks auf vorüberkommende Offiziere und Soldaten eines Stabes. Dreiunddreißiger griffen ein russisches Bataillon an; die Russen schwenkten Taschentücher und riefen: „Ergeben!“ Als sich unser Oberst nahte, wurde er unter den Tüchern weg erschossen!

Und nun ein Gegenstück: Gestern abend wohnte ich der Einbringung von Gefangenen bei. Da sah ich, wie einer der Begleitmannschaft einige der Russen, die einen völlig ermatteten Eindruck machten, beiseite nahm und ihnen einige Stücke seines geringen Kommißbrotvorrates abgab, mit Zeichensprache andeutend, daß sie nichts davon ihren Kameraden sagen möchten, er hätte selbst nur so wenig. Dann ein paar gutmütige Klapse auf die Schulter, und der brave Soldat schob sie wieder in die Reihe der Kameraden.

XVI.

Von Gerdauen nach Nordenburg. — Wie die Russen in Nordenburg „gewohnt". — Die Einbringung der Gefangenen. — In der Kirche.

Nordenburg, 13. September.

Wie furchtbar ist doch dieser Krieg hier im Osten, welch unermeßliche Wunden hat er den blühenden Gauen zugefügt! Wie tief und schwer sie sind, kann nur der ermessen, der das arme, arme Land nach verschiedenen Richtungen hin viele Stunden im Gefährt durchmessen hat. Die Verwüstungen sind unsagbar, sind unbeschreiblich! Sie müssen völlig planmäßig auf Befehl ausgeführt worden sein, sonst können Menschen nicht — und man sucht doch auch bei dem russischen Feinde nach menschlichen Eigenschaften — in solcher Weise zu Bestien werden!

Was mir einzelne Soldaten in den letzten drei Tagen von schauerlichen Taten erzählten, ist so entsetzlich, daß man sich sträubt, es zu schreiben. So hätte man vorgestern einen russischen Offizier in einem Straßengraben unweit Nordenburg überrascht; zehn Schritte weiter hätte man eine Frau mit durchschnittener Kehle, in der Tasche des Offiziers aber einen blutigen Finger mit goldenem Ring gefunden! Ich schreibe ausdrücklich „hätte"!

„Wir führen Krieg nicht gegen Menschen, sondern gegen Tiere," sagte mir vorgestern der schon erwähnte Schloßherr v. Jansen. Gerdauen, das wir von dem Fleckchen Barten aus erreichten, ein freundliches Städtchen von zirka 3000 Bewohnern, besteht nur noch dem Namen nach! Alles nieder- und ausgebrannt! Das Dichterwort von dem Grauen aus leeren Fensterhöhlen hat hier schreckensvollste Wirklichkeit gefunden! Die Granaten haben hier in ihrer ganzen Wucht gehaust mit all ihren furchtbaren Folgen. Pompeji in seiner

düsteren Tragik ersteht hier zum zweiten Male, nur ohne die mildernden Schatten der Vergangenheit, ohne den süßen Zauber südlicher Natur! Kein einziges Haus ist unverschont geblieben, die Flammen setzten das Werk der Zerstörung fort! Nur wenige angsterfüllte Menschen, ein paar verhärmte, weinende Frauen, die klagten: „Alles dahin! Nicht einen Bissen Brot haben wir gerettet!"

Die 16 Kilometer lange Chaussee von Gerdauen bis Nordenburg kann man als die Straße des Jammers bezeichnen! Alles vernichtet! Kein Haus, keine Hütte, kein Gehöft, keine Ortschaft ward verschont! Alles in Trümmern, überall der rote Hahn aufgesetzt. Die schönen, wohl sechzigjährigen Buchen sind gefällt worden zur Hälfte des Weges; vielfach Schützengräben und unsichtbar angelegte Unterstände, vielfach tote Pferde, totes Vieh.

Aber es sollte in gewissem Sinne noch eine Steigerung kommen, die heißt Nordenburg! Einst 2500 Einwohner zählend. Als wir vorgestern mittag dort anlangten, mochten vielleicht 200 von ihnen anwesend sein. Die Häuser hatte man geschont, abgesehen von den in unmittelbarer Nähe gelegenen Guts- und Bauernhöfen, aber wie sah es in den Wohnungen aus! Unfaßbar, unbeschreibbar! Buchstäblich fast nichts mehr ganz! Alles, alles durch- und auseinandergewühlt, zerschmettert, vernichtet, zerstampft, ohne jeglichen Zweck, nur aus Lust am Zerstören. Tintenfässer waren an die Wände geworfen worden, nirgends ein Bett mehr, die Bilder aus den Rahmen gerissen, die Spiegel zertrümmert, die offen gewesenen Schränke mit Kolben eingestoßen, alles Hab und Gut ganz planmäßig in Stücke geschlagen. So Haus an Haus!

Meinem Gefährten und mir, wie unseren beiden Ordonnanzen war als Quartier ein etwas abseits gelegenes Häuschen angewiesen worden: weinlaubumsponnen, auf drei Seiten von Gärten umgeben, ein idyllisches Bild des Friedens und Selbstgenügens! Aber wie war das Innenbild! Bis auf wenige Möbel alles vernichtet! Die Schränke zerschlagen oder eingetreten, die Gardinen und Vorhänge herabgerissen, die Betten und Wäsche geraubt, natürlich auch alles irgendwie Wertvolle, selbst die obersten Bodenkammern und Kellerlöcher durchwühlt und beschmutzt, der Garten zerstampft, zerschlagenes Geschirr, zerrissene Kleidungsstücke, ein Wunder, daß man noch

einen Tisch und ein paar Sessel unzerbrochen fand. Das nette Häuschen war, wie wir aus herumliegenden Postkarten sahen, das Heim eines betagten, ehemaligen Gutsbesitzers und seiner Frau, die ersichtlich mit gutem Geschmack und liebevoller Sorgfalt alles eingerichtet und gehütet, in der Hoffnung, hier behaglich ihre letzten Lebensjahre zuzubringen. Diese Hoffnung ist jäh zerstört worden! Und dabei war es hier, im Vergleich zu anderen Wohnungen, noch „glimpflich" zugegangen, wahrscheinlich, weil hier Offiziere im Quartier lagen. In den übrigen Häusern, die ich besuchte, sah es noch viel, viel schlimmer aus! Man kann sich mit der üppigsten Vorstellungskraft diesen Vandalismus nicht ausdenken, wenn man nicht die Wirklichkeit gesehen hat! Gleich Wahnsinnigen haben die Soldaten des Zaren getobt, nur daß in ihrem Wahnsinn Methode lag, sonst hätte man doch irgendwo eine Ausnahme getroffen!

In dem verödeten Heim mußten wir, so gut es ging, Unterkunft suchen und uns auf einem verlassenen Herde unsere Konserven-Erbswurstsuppe sowie Gulasch bereiten; als Zutaten gabs Kommißbrot und frisches Wasser. Und wie hat das nach den Entbehrungen der letzten Tage gemundet!

In einem Nachbarhause waren russische Verwundete untergebracht, die zum Teil vor der Tür saßen oder standen. Die jüdischen Soldaten, die aus dem Kownoschen Gouvernement stammten und schon durch ihr Äußeres in Uniform und Haltung vorteilhaft von den übrigen abstachen, sprachen sämtlich deutsch und berichteten viel Interessantes. Unter schlechter Behandlung hatten sie nicht zu leiden gehabt, wohl aber unter mangelhafter Verpflegung; als ich ihnen von dem guten Urteil des Verwalters bei Gerdauen über die jüdischen Soldaten erzählte, sagte einer von ihnen: „Nein, wir haben nie etwas genommen. Wenn wir Hunger hatten, sind wir in den Dörfern stets zu den Geistlichen gegangen und baten auf deutsch um etwas Brot und stets wurde unsere Bitte erfüllt."

Auf dem Marktplatz unweit des Kirchleins, vor welchem bei unserem Eintreffen unter schattigen Linden deutsche Verwundete und russische Gefangene lagerten, standen zwei eroberte russische Maschinengewehre, die so niedlich wie Kinderspielzeug aussehen, da sie nicht wie bei uns auf Lafetten ruhen, sondern nachgezogen werden.

Digitized by Google

Ein Trupp Soldaten dabei. Sie erzählen von ihren Kämpfen während der Tage vorher bei Groß-Kaporen, Neuhoff und Goldap, wo es überall sehr blutig und unter schweren Verlusten für die Unseren hergegangen war. „Die Artillerie schießt gut, sie haben Beobachtungsposten auf den Bäumen mit Fernsprechleitungen bis zu ihren Batterien, so daß sie dorthin unsere Bewegung sofort melden. Wir haben ein paar der Kerle herabgeputzt und die Drähte gefunden."

„Jetzt kommen sie!" riefen einige Soldaten.

Und sie kamen, die Chaussee entlang, in die Straße einbiegend: 1500 Gefangene, voran ein russischer General — ich hörte später seinen Namen, Subalow — ein Oberst, mehrere höhere und andere Offiziere, und dann die Soldaten, dichtgeschart, begleitet von 50 Mann unserer Infanterie, über die ein Vizefeldwebel den Befehl hatte. „In die Kirche," klang dessen helle Stimme.

Der General hatte sich auf einer Bank unter einer der Linden vor dem kleinen Gotteshause niedergelassen, er war völlig gebrochen und soll am gestrigen Tage, als er gefangen genommen wurde, häufig geweint haben. Übrigens fand man bei ihm 10 000 Mark deutsches Papiergeld. Er war ein älterer Herr; die 30 Kilometer auf der Landstraße zu Fuß mögen ihm scharf in die Knochen gefahren sein. Dazu: „viel Steine gabs und wenig Brot!" Und letzteres war „Kommißbrotgeknuspere"! — Der Oberst sollte etwas Deutsch sprechen, er ward herbeigeholt, ich redete ihn an, er antwortete höflich, aber ich empfand so recht; was sollte man in einer solchen Lage plaudern? Trösten, unmöglich, ausfragen auch, also blieb es bei einer kurzen Begrüßung.

Ganz anders die Erzählungen jenes Feldwebels und seiner Leute. Während sie das Gewehr bei Fuß hatten und bei der hereingebrochenen Dämmerung die Gefangenen in dichten, dunklen Reihen in die Kirche drängten, lauschte ich ihren schlichten Worten. Das Bataillon hatte am Tage vorher, am Freitag vormittag beim Gut Adamsheide, einen auch für uns recht verlustreichen, heftigen Kampf mit einem weit überlegenen Gegner gehabt. Der Feind hatte sich in einem Schloß festgesetzt, aus dessen Fenstern, wie auch aus den nahen Bäumen mit etwa zwölf Maschinengewehren geschossen wurde, ebenso von den Dächern und aus den Ställen; auch russische Artillerie

war im Kampf. Unſere jungen Helden gingen beim Wirbel des Tambours im Sturm vor, mit dem Bajonett wurde das Schloß genommen. Die feindlichen Trompeter bliesen unſer Signal: „Das Ganze Halt!“ — Als Lohn wurde einem von ihnen die Trompete vom Mund geſchoſſen, eine zweite Kugel ſtreckte ihn ſelbſt nieder. Auf 80 Schritt ſtürmten die Unſeren gegen Granaten an! Noch als man die Gefangenen aufſtellte, ſchlug eine Granate in ihre Reihen und zerriß fünf Ruſſen! Den Hauptmann der feindlichen Maſchinengewehrabteilung holte man mit einer Zinke aus dem Kamin, in den er ſich verkrochen hatte. Er war ganz ſchwarz; unſere Soldaten, die trotz des blutigen Kampfes den Humor nicht verloren, verſpotteten ihn als gefürchteten „ſchwarzen Mann“, mit dem man die Kinder grault. Die Ruſſen hatten ſich ſehr tapfer gehalten. Vom Schloß rannten ſie in die Scheunen und ſetzten ſich dort zur Wehr, aber bei dem ganz tollen Draufgehen der Unſeren währte ihr Widerſtand nicht lange. Jener General Subalow, 27 Offiziere und 1500 Soldaten wurden dort gefangen genommen. Nach dem Kampf, der um die zehnte Vormittagsſtunde ſtattgefunden hatte, marſchierten die Unſeren noch 50 Kilometer! — —

Ein unvergeßliches phantaſtiſches Nachtbild, der Wiedergabe durch einen Rembrandt, einen Menzel wert, bot ſich mir beim Betreten der kleinen Kirche dar. Draußen Dunkelheit — man taſtete ſich in das Innere. Hier ſämtliche Gefangenen, auf den Bänken ſitzend, Mann an Mann, Hunderte hinter ihnen dicht gedrängt ſtehend, oder vorn am Altar mit gebeugtem Knie im Gebet verſunken. Auf dem Altar, als einzige Beleuchtung im ganzen altertümlichen Raume mit ſeinen Holzpfeilern und Holzbalken, zwei große Wachskerzen brennend, deren flackernd rötlicher Schein hell auf das Altarbild fällt, das Chriſtus auf dem Meere darſtellt, aus deſſen Fluten Petrus die ſuchenden Hände emporreckt, und die Unterſchrift: „Herr, hilf uns, wir verderben!“ — Dumpfes Schweigen, der General in ſich zuſammengeſunken. Die Augen der dunklen Maſſe der Gefangenen auf den Bänken groß und wie hilfeheiſchend auf den Altar gerichtet, dann die Betenden, das Blinken der Bajonette unſerer paar Wachtmannſchaften — ein Kriegsausſchnitt von tiefſter Wucht, von packender Unheimlichkeit, von unerhörter maleriſcher Wirkung! — —

XVII.

Zwischen Nordenburg und Insterburg. — Den Russen nach. — Im brennenden Stallupönen. Russische Greuel.

Insterburg, 14. September.

Am gestrigen Morgen fuhren wir um die siebente Stunde auf der Chaussee nach Insterburg hinaus. Wie bisher, auch hier die Spuren der wilden Vernichtungswut, des fluchtartigen Rückzuges. Spuren des frischen Gefechtes im Dorfe Jodlauken, wo es am vorgestrigen Freitag vormittag zu einem heftigen Zusammenstoß gekommen war und die Unseren die Häuser mit dem Bajonett räumen mußten. Die Ortschaft war äußerlich zum Teil deshalb gut fortgekommen, weil das russische Rote Kreuz hier sein Lazarett im Schulgebäude eingerichtet hatte. In den Wohnungen sah es desto schlimmer aus, am schlimmsten in der Apotheke. Dort hatten sich bei Besitzergreifung acht Russen über die vielversprechenden Flaschen hergemacht, aber die unrechten erwischt, und zwei Stunden darauf mußten sie von den Ihrigen beerdigt werden. Auf den nahen Feldern viele frische Erdhügel mit Kreuzchen, auch lange Schützengräben. Ulanenpatrouillen suchten die Gegend nach versprengten Feinden ab.

Gegen mittag langten wir in Insterburg an, das unsere Truppen am Freitag nachmittags 4 Uhr (11. September) genommen hatten, eine Anzahl von Russen noch beim Kaffee störend. Fahnen flatterten uns entgegen, Eichengirlanden zogen sich über die Straßen, helle Freude strahlte aus den Mienen der Bewohner. Wir konnten nur kurze Rast halten, denn das Armee-Oberkommando hatte uns einige Autos zur Verfügung gestellt, die uns bis an die russische Grenze zum gestrigen Kampfplatz bringen sollten, unter Führung unseres Generalstabshauptmanns, der auf das hingebendste für uns sorgte.

Um 2 Uhr gings flott los, ach, aber bald ſollte es eine erhebliche Stockung geben. Die Chauſſee nach Gumbinnen war zerſtört, in unergründlichem Schmutz — es hatte in letzter Zeit ſtark geregnet und „nieſelte“ noch herab — bogen wir auf die Felder ab. Wieder Halt. Die Brücke über die Angerap lag in Trümmern, wir kletterten darüber hinweg, ein Seiltänzerkunſtſtück; unter den ſchwankenden Brettern das gurgelnde Waſſer. Unſere Autos mit vollſter Kraft in die Fluten, die hochaufſchäumen, bums, die Räder gehen nicht weiter. Zum Glück ſind am anderen Ufer Proviantwagen. Schnell die Gäule abgeſpannt, ſtets vier mit eiſernen Ketten an den Kraftwagen befeſtigt, und nun unter Hü, Hü! und Geratter der Motoren gehts mit wirklicher Pferdekraft durch das Waſſer und die ſchlammige Anhöhe hinauf! Aber zwei koſtbare Stunden waren verloren!

Auf der Chauſſee nach Gumbinnen weiter, zwiſchen wahren Heereswürmern von Munitions- und Proviantkolonnen. Die Stadt, in die unſere Truppen am vorgeſtrigen Abend eingerückt waren, beflaggt. Einzelne Brandſchäden. Ungeheures militäriſches Leben, die Einwohner in ſtillem Jubel, als ſie die Sprache unſerer Geſchütze vernommen hatten. Nicht in lautem Jubel! Das war noch gefährlich! Davon kündete ein von den Ruſſen erſchoſſener Ziviliſt, deſſen Leiche wir ſahen, als wir Gumbinnen verließen; ſein Geſicht hatte man mit der ſchwarz-weiß-roten Fahne bedeckt!

Weiter nach Stallupönen. Mit uns Truppen über Truppen, Kolonnen über Kolonnen. Längs der Chauſſee die Zeichen friſcher Kämpfe. In den Gruben noch tote Ruſſen, zahlloſe Pferde, auf den Feldern Gräber, dann überall niedergebrannte Gehöfte und Häuſer.

Kurz vor 7 Uhr Stallupönen. Auch dieſe Stadt beſteht nur noch teilweiſe! — Die vorderen Straßen von den Ruſſen in Brand geſteckt, die anderen durch unſere Granaten! — Am ſelben Morgen war hier gekämpft worden. Tote auf den Straßen, die aufgewühlt ſind von den Geſchoſſen. Die Häuſer ſchon verbrannt oder noch in hellen Flammen! Wir kommen zum Bahnhof. Wie haben hier unſere Maſchinengewehre ihre Arbeit getan! Ein Munitionstrain und Bagagekarren in Grund und Boden geſchoſſen, Dutzende von Pferden durch- und übereinander, dazwiſchen Gefallene; gefangene Ruſſen müſſen aufräumen. Die Gefährte umgeſtürzt, ihr Inhalt im Schlamm, auch

Waffen, Uniformen, Munitionen, Briefschaften, ein toller Wirrwarr. Zwei Wagen ineinander gefahren, zwischen ihren Deichseln ein Schimmel stehend, den Kopf gesenkt, wie ermattet.

Geschützdonner dröhnt von dem acht Kilometer entfernten Eydtkuhnen herüber; es ist leider, leider zu spät geworden, um es noch zu erreichen!

Um 8 Uhr Rückfahrt. Zwischen den flammenden Häusern hindurch, die Balken stürzen krachend herab, knisternder Funkenregen sprüht aus den oberen Stockwerken hernieder wie ein Kometenschwarm auf die Straße. Bald sind wir im Freien. Auf den Feldern glühen zahlreiche Biwakfeuer, an uns vorüber zieht Truppe auf Truppe. Im Scheine unserer Autolampen tauchen die Gesichter der Marschierenden deutlich auf, sie sind hager von all den Anstrengungen, aber frohbelebt, flott geht es vorwärts unter Gesang, siegessicher zur Grenze! — —

---

15. September.

In einer gemeinsamen Besprechung mit dem Generalstabschef wurden uns heute die Greueltaten der Russen, die jeder Zivilisation Hohn sprechen, bestätigt.

So besagt ein amtlicher Bericht: „Vor etwa 14 Tagen, zwei Tage nach der Schlacht bei Dobrokowo, traf ich auf der Chaussee Guttstadt-Seeburg einen Trupp Rekruten, etwa 21 Mann, welche am Tage vorher von Kosaken überfallen worden waren. Man hatte den Rekruten entweder ein Bein oder eine Hand abgehackt und sie dann so an der Chaussee liegen gelassen. Ein Gendarm hatte die Rekruten begleitet und lag auf der Chaussee so gefesselt, daß er knien mußte, die Hände auf den Rücken gebunden. Ohren und Nase waren ihm abgeschnitten. Sie lebten zum größten Teil noch. Ich ließ sie durch Zivilpersonen nach Guttstadt bringen, hatte selbst keine Zeit, mich weiter um sie zu kümmern. Gezeichnet: v. Tiedemann, Oberlt. d. Reserve bei der Reserve-Fahrpark-Kolonne 63."

Ein anderer Generalstabsoffizier erzählte, daß einer seiner Kameraden, auch vom Generalstabe, den schon erwähnten russischen Offizier mit dem blutigen Frauenfinger gefunden habe! Also

Tatsache, wie ebenso die abgeschlachtete Frau. Unsere Soldaten zertrümmerten dem Scheusal mit einem russischen Gewehr den Schädel — ein deutsches wäre zu schade dazu gewesen!

Und aus derselben Quelle offiziell: man fand bei Soldau elf Frauen mit abgeschnittenen Brüsten und aufgeschlitzten Leibern. Eine „Tat" der Kosaken!

Ebenso offiziell: Aus Darkehmen haben die Russen 75 Leute mitgenommen, deren Verbleib unbekannt ist. In Barten vernahm ich, daß alle jungen Leute erschossen wurden, bei denen man Gestellungsbefehle entdeckte. Kosaken trafen nahe jener Ortschaft zwei betende Baptisten und erschossen sie; wer jenen Räubern begegnete, mußte die Hände hoch halten und wurde ausgeplündert, wer nicht sofort gehorchte oder floh, ward niedergeknallt. Bei einem Kosaken, der bei Barten von einer unserer Patrouillen ertappt wurde, fand man 500 Mark Papiergeld und 14 Uhren!

Mehrere mir zur Verfügung gestellte russische Bekanntmachungen sind zum Teil älteren Datums, einzelne beziehen sich auf die vom kommandierenden General Samsonow geführte und in der Schlacht bei Tannenberg vernichtete Armee. Aus einer derselben vom 26. August erfährt man, daß ein Zeppelin eine Bombe in das Biwak des Kamski-Regiments geworfen hätte und daß es mehrere Tote und Verwundete gegeben habe. Es heißt dann weiter: „Der Oberbefehlshaber hat befohlen, bei Einnahme von deutschen Städten fünf bis zehn Geiseln aus Einwohnern mit Amtsstellung zu nehmen. Außerdem ist von den Städten nach Ermessen des kommandierenden Generals eine Kontribution zu fordern, um in Zukunft diese Summe den in unseren Städten von deutschen Grausamkeiten Gelittenen zukommen zu lassen. Die Kontribution ist auf die deutsche Bevölkerung zu legen, nicht auf die polnische. Das von den Deutschen zurückgelassene Staatseigentum ist zu konfiszieren."

Am 25. August mittags wurde sodann von uns folgender Funkspruch aufgefangen: „General Postowski an den Kommandeur des 1. Armeekorps: Ich bitte unverzüglich weiterzugeben an die 2. Inf.-Div. und den Stab des 23. Armeekorps. Der Kommandierende befahl eine Kompagnie mit einem energischen Kommandeur auszuschicken mit dem Auftrag, alle Förster ohne Ausnahme zu erschießen. Es ist

die Warnung zu erlassen, daß bei der kleinsten Wiederholung von Überfällen alles mitleidslos vernichtet werden wird, die ganze Bevölkerung getötet, das ganze Eigentum verbrannt werden wird."

Am 14. September erschienen beim hiesigen Armee-Oberkommando verschiedene Besucher aus Groß-Berschkallen, Kreis Insterburg, die erklärten, daß aus dem Ort selbst und aus der Umgebung vom 9. bis 12. September etwa 300 männliche Personen im Alter von 17 bis 50 Jahren von den Russen, die fluchtartig von Insterburg aus die Gegend passierten, verschleppt worden seien. Einer der Bewohner, der russisch versteht, sagte aus: „Die Russen meinten beim Wegführen der jungen Leute, sie täten dies, damit letztere dem Deutschen Kaiser keine Kriegsdienste leisten sollten." Der Besitzer und Zimmerpolier Szagun aus Rauschen erklärte, daß ihm am 10. September sein Sohn Gustav aus der Wohnung weggeschleppt worden sei, und zwar durch drei russische Soldaten in Gegenwart und auf Befehl eines Offiziers. Der russische Offizier habe deutsch gesprochen und angegeben, er müsse den Sohn mit sich nehmen, da es so befohlen sei!

Ein bei einem gefangenen Offizier vorgefundener Befehl des Regimentskommandeurs lautet: „Befehl des Regimentskommandeurs an das 221. Roslawski-Regiment in der Position bei Tapiau. Es ist wiederholt erwiesen, daß der listige Feind mit der weißen Flagge Mißbrauch treibt. Dieserhalb befehle ich, seinen weißen Flaggen nicht zu trauen, sie nicht zu beachten, die Schlacht weiter mit dem Ziele zu führen, ihn zu besiegen, ja sogar zu vernichten. Unterschrieben: Kommandeur der 1. Armee, Generaladjutant, General der Kavallerie von Rennenkampf." — Nun ist deutscherseits niemals, was man wohl kaum noch zu betonen braucht, mit der weißen Flagge Mißbrauch getrieben worden. Ganz abgesehen davon, daß gar keine Gelegenheit dazu war.

Bei den jüngst hier eingebrachten Gefangenen fand man Zelluloidstreifen vor; sie hatten sie in Rollenform von ihren Offizieren erhalten, um alle Häuser in Brand zu stecken. Wie eine Probe ergab, zünden sie sofort, und alles brennt wie Zunder!

Ein Unteroffizier mit 24 Mann hielt dieser Tage in Eydtkuhnen einen Munitionseisenbahnzug an, der gerade den Bahnhof verlassen

wollte. Er forderte den russischen Zugführer auf, zurückzufahren. „Meine Maschine ist kaput," sagte dieser. „Gut, so bist du auch gleich kaput," und der Unteroffizier setzte ihm das Gewehr auf die Brust. Da ging mit einem Mal der Zug rückwärts! Die mit Munition vollbeladenen Wagen — sie entstammten der Warschau-Wiener Bahn — waren mit dem schützenden Zeichen des Roten Kreuzes versehen!

Ein gefangener baltischer Offizier sagte, nachdem er die überall zu findende sinnlose Verwüstung gesehen hatte: „Ich wundere mich über die deutsche Humanität."

Zu jenen unerhörten Scheußlichkeiten gesellen sich die ebenso unerhörten Verwüstungen, die, wie aus gefundenen Papieren hervorgeht, auf Befehl ausgeführt wurden! Die Chausseen, die ich während der letzten Tage entlang fuhr, führen nur durch Trümmerstätten! Ein Elend ohnegleichen! Immer wieder krampft sich einem das Herz zusammen, wenn man die ausgeraubten, ausgebrannten Hütten, Häuser, Gehöfte, Gutshöfe, Weiler, Dörfer, Ortschaften sieht. Menschenleer diese vernichteten Stätten einstiger Arbeitsamkeit und Friedlichkeit, Freundlichkeit und Wohlhabenheit; am Pfade tote Pferde, auf den Feldern herrenloses Vieh. Brand und Raub und Mord sind jetzt die Wegweiser auf, ach, so zahllosen Strecken!!

Und mit diesen Teufeln hat sich das auf seine Freiheit und Gesittung pochende „stolze Albion" verbündet.

Zum Trost eine Nachricht: Ostpreußen ist von geschlossenen russischen Truppenkörpern frei!

XVIII.

Aus Insterburgs Russenzeit. — Großfürst Nicolai-Nicolajewitsch und General von Rennenkampf. Der Zeppelin!

Insterburg, 21. September.

Soeben erschienen: „Die Barbaren" — also noch heute an dem selbstverständlich ausgeräumten Stilkeschen Buchhändler-Verkaufsstand des hiesigen Bahnhofes zu lesen. Klingt diese von Wind und Wetter bereits recht mitgenommene Anzeige eines vor einiger Zeit veröffentlichten Romans nicht wie eine seltsame Voraussagung? — Und die russischen Offiziere, von denen so viele deutsch können, ließen das Plakat unbehelligt.

Die neuen Barbaren brachen hier am 23. herein, eigentlich erst am 24. August. In einer vom Ortskommandanten erlassenen, in den hiesigen Zeitungen veröffentlichten Bekanntmachung vom 22. jenes Monats hieß es noch: „Die Russen sind gestern und vorgestern vorwärts Gumbinnen schwer geschlagen und können überhaupt vor acht Tagen nicht hier sein. Die hiesigen Truppen sind auf höheren Befehl anderswo zu verwenden, werden aber zwei bis drei Tage mindestens in der Nähe bleiben. — Falls die Stadt von preußischen Truppen geräumt und später (was überhaupt vor acht Tagen nicht möglich) die Russen Insterburg besetzen sollten, so ist es das beste, wenn jeder Einwohner in seinem Hause bleibt und den Russen gegenüber Gastfreundschaft übt. Nur dann, aber nur dann, ist es gewährleistet, daß keine Repressalien geübt werden. Erfahrungsgemäß räumen die Russen nur die Häuser aus, die verschlossen sind. Es wird daher ernstlich geraten, daß jeder in seinem Hause bleibe."

Am nächsten Mittag wars, einem Sonntag, da sprengte eine Kosaken-Patrouille in die Stadt und hielt auf dem Alten Markt, der von malerischen Giebelhäusern umsäumt ist. An seinem einen Ende erhebt sich die aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts stammende lutherische Kirche, deren Inneres mit merkwürdigen Decken- und Wandgemälden geschmückt ist. Die Nachhut unserer Truppen befand sich noch nahe dem außerhalb der Stadt gelegenen Friedhofe; als die letzten Soldaten von dem Einrücken der Kosaken hörten, kehrten sie zurück und schossen zwei herab, worauf die übrigen flugs ihre Gäule zur Flucht anspornten. Da sich unterdessen die Kunde verbreitet hatte, daß die Russen schon nahe Dörfer besetzt hätten, versorgten hiesige Bürger die mutigen Musketiere mit Zivilkleidern und sorgten für ihr Fortkommen.

Am folgenden Tage, Montag, überfluteten die Russen wie Heuschreckenschwärme die Stadt. Der Oberbefehlshaber Großfürst Nicolai-Nicolajewitsch, der sich „Majestät" titulieren ließ, und der kommandierende General von Rennenkampf nahmen im besten Hotel nahe der Bahn ihren Wohnsitz; der General ernannte den hiesigen praktischen Arzt Dr. Bierfreund zum Gouverneur und verordnete, daß alle 24 Stunden je drei Geiseln aus der Bürgerschaft — die Zahl wurde allmählich beträchtlich erhöht — zu stellen wären, deren Leben verwirkt sei, wenn von der Bevölkerung eine feindliche Handlung gegen die russischen Truppen unternommen würde. Die Geiseln mußten sich während der angegebenen Zeit in einem Raume des Rathauses aufhalten.

Beim Erscheinen der Kosaken hatte sich wilde Angst der Einwohnerschaft bemächtigt; wer konnte, suchte einen der letzten Züge zu erhaschen, die überfüllt den Bahnhof verließen. Viele Hunderte kamen zu ihrem Glück nicht mit, denn sie retteten so ihr zurückgelassenes Eigentum. Die Hauptgeistlichen der lutherischen wie reformierten Kirche, Superintendent Leidreiter und Superintendent Kuhn harrten treu auf ihren Posten aus; nicht nur Sonntags, auch an jedem Abend um 6 Uhr hielten sie Gottesdienst ab und walteten unermüdlich ihres Amtes. Versöhnend und beruhigend auftretend, ohne Scheu vor den russischen Gewalthabern, linderten sie viel Not und Elend und halfen in wärmster Weise, die schwere Bedrängnis zu über-

stehen. Beide Kirchen blieben tagsüber offen, während das katholische Gotteshaus geschlossen war; der katholische Geistliche hatte die Flucht ergriffen.

Die Russen benahmen sich hier im allgemeinen gut. Wohl kamen einzelne Übergriffe vor, wohl bezahlten häufig Offiziere nicht, was sie in Geschäften entnommen oder in Restaurants verzehrt hatten, auch Soldaten ließen sich Flaschen mit Wein und Schnaps geben und warfen, ihren Revolver auf den Ladentisch legend, nur ein paar Kopeken hin; aber sonst ward doch Manneszucht gehalten. Die nicht von ihren Insassen verlassenen Wohnungen wurden meist geschont, durch einen merkwürdigen Zufall auch das Heim eines geflüchteten Angestellten der Reichsbank; er hatte in der Hast vergessen, das Gaslicht auszudrehen, aus den Fenstern schimmerte Tag und Nacht Licht, und die Russen glaubten die Bewohner anwesend. Und das Licht brennt noch heute!

Der Grund, weshalb die Feinde hier nicht übler schalteten und walteten, ist darin zu suchen, daß sie sich schon als dauernde Herren von Ost- und auch von Westpreußen betrachteten. „Wollen Sie nicht in unsere Armee eintreten?" fragte ein Oberst einen Kandidaten der Theologie, der erst Nachtwächter, dann Straßenkehrer, schließlich Verwalter eines Manufakturladens gewesen war und jetzt eine hiesige Zeitung leitet. „Je eher, desto besser für Sie, Sie können es zum Offizier bringen. Ost- und Westpreußen werden als Großfürstentum unserem Reiche einverleibt, Seine Kaiserliche Hoheit Großfürst Nicolai Nicolajewitsch wird als souveräner Herrscher in Königsberg residieren!"

Wenige Tage nach der Besetzung durch die Russen kam es zu einem bösen Zwischenfall. Die Beamten des hiesigen Wasserwerkes waren gleichfalls geflüchtet, General von Rennenkampf befahl die sofortige Instandsetzung. Niemand wußte mit dem Dieselmotor der elektrischen Anlage umzugehen. Es wurde eine Anzahl von Sauerstoff- und Kohlensäureflaschen herbeigeschafft, und der Adjutant Rennenkampfs, ein Rittmeister Sergyeff, stellte sich im Auftrage seines Vorgesetzten ein, die törichtsten Anordnungen und Befehle gebend, da es ihm nicht rasch genug ging. Auf den Motor wurde ein zu starker Druck ausgeübt und als er sich in Bewegung setzte, erfolgte

eine Explosion, die sieben hilfsbereite Bürger tötete und dem Rittmeister eine Verletzung beibrachte. Rennenkampf wütete. „Die verfluchten Deutschen haben uns überall ihre Anlagen absichtlich zerstört, damit wir sie nicht benutzen können, sie haben auch hier absichtlich die Maschinen zum Stillstand gebracht und Dynamit angelegt, das die Maschinen zur Explosion brachte," schrie er Dr. Bierfreund an, als ihm dieser Meldung des Unglücks machte. „Stirbt mein Rittmeister, so werden die Geiseln erschossen!"

Glücklicherweise waren die Verletzungen des Offiziers, den ein russischer Arzt zusammen mit Dr. Bierfreund, der gleichfalls zu den Geiseln gehörte, behandelte, keine schweren, so daß er nach wenigen Tagen wieder aufstehen konnte. Seiner Pflege widmete sich auch eine hier gebliebene deutsche Schwester vom Roten Kreuz; als sie der General Makosoff fragte, ob sie auch russischen Verwundeten ihre Hilfe angedeihen lassen wollte, da sagte sie „ja", aber sie müßte, hob sie hervor, in diesem Falle bitten, daß auf dem Lazarett die heruntergerissene deutsche Flagge wieder gehißt werde, und ihre Bedingung wurde erfüllt. Helfend stand ihr zur Seite der von den Russen als Kriegsgefangener hergebrachte evangelische Pfarrer Köhler aus Stallupönen, den man zuerst zu allerhand schweren Arbeiten, wie zum Transport von Wagen mit Petroleumkannen und anderem benutzte, und der auch später hilfreich seine überanstrengten hiesigen Amtsbrüder entlastete.

Allmählich fühlten sich die Russen doch hier unsicher. Sie hörten von den Erfolgen der Unsrigen und mußten wohl fürchten, daß sich die Bürgerschaft an einer Überraschung beteiligen würde. Eine Bekanntmachung des Gouverneurs vom 7. September lautete: „Ich habe den strengsten Befehl erhalten, daß von jetzt ab alle Zivilpersonen ohne Unterschied, also auch die Mitglieder der Bürgerwehr, des Roten Kreuzes usw., sofort erschossen werden, wenn sie von 8 Uhr abends bis 5 Uhr früh die Straße betreten. Nur im Falle eines Brandes haben die Mitglieder der Bürgerwehr das Recht und die Pflicht, auch in der Nacht zur Brandstätte zu eilen, um bei dem Löschen zu helfen."

Die halbwüchsige Jugend, die sich erst mit den russischen militärischen Gästen angebiedert hatte, verkrümelte sich mehr und mehr und

verschwand schließlich vollständig von den Gassen. Verschiedene ihrer Gefährten waren nämlich plötzlich verschwunden, durchziehende Regimenter hatten sie mitgenommen. Warum, ersieht man aus einer mir amtlich zugänglich gemachten Mitteilung vom 12. September aus Garweiten (einer nahen Ortschaft), die lautet: „Die hier noch vorhandenen Bewohner — nur die männlichen, selbst Knaben — wurden von den Russen gezwungen, sich in der Gefechtslinie aufzuhalten, ferner sie bei ihrem Rückzuge über Koszmellen—Egglenischken—Jodzen zu begleiten, wodurch sie dem deutschen Feuer ausgesetzt wurden!"

Als innig ersehnte und — wenn auch nur im stillen — freudig begrüßte Vertreter der Unsrigen kreuzten über Insterburg am Morgen des 8. September zwei deutsche Flieger. Die Russen behaupteten, daß aus diesem Anlaß aus der Braschschen Eisengießerei von einigen Bewohnern Revolverschüsse abgefeuert worden wären. Die Fabrik wurde daraufhin in Brand gesteckt, die Feuerwehr am Löschen verhindert. Eine Bekanntmachung drohte an, daß im Wiederholungsfalle die betreffenden Häuser und Straßen ebenso in Flammen aufgehen würden, wie jene Fabrik.

Am frühen Morgen des 10. September um die dritte Stunde dröhnten drei gewaltige Schläge durch die Stadt, daß die Scheiben klirrten, die Möbel zitterten, die Bilder an den Wänden raschelten. Wer es wagte, einen Balkon oder ein Dach zu betreten, konnte den modernen Sendboten der Errettung unter dem glänzenden Sternenhimmel erspähen, wie er stolz seine Bahn zog. „Der Zeppelin, der Zeppelin! Die Unseren nahen!" rief wohl einer dem andern zu. „Still' doch, Mund halten, die verfluchten Russen sind ja noch da!" klang es verhalten zurück.

Der Zeppelin hatte, von Georgenburg kommend, an der Kreuzung der nach Gumbinnen führenden Chaussee drei Bomben in das russische Lager geworfen, die viel Unheil angerichtet haben mußten, denn es wurden alsbald zahllose Verwundete nach der Stadt gebracht.

Es war eine willkommene Botschaft, daß Hilfe nahte! Am Freitag, dem 11. September, erscholl erst fern, dann immer näher, Kanonendonner. Die Russen gerieten in fürchterliche Unruhe. Signale

ertönten und laute Kommandorufe. In wildem Durcheinander verließen Infanterie und Artillerie, zwischen die sich Bagagekolonnen schoben, die Stadt. Infanteriesalven jetzt, und nun das Knattern der Maschinengewehre, hoch oben aber über der Kirche ein deutscher Flieger. Und nun das Geklapper flüchtiger Hufe. Auf den Markt sprengte eine Patrouille unserer Ulanen, Infanterie stürmte hinterher, man erquickte sie, wo und wie es ging, dann ein munteres: „Vorwärts, Jungens, vorwärts!“ und im Laufschritt unter Hurra blieb man dem fliehenden Feinde auf den Fersen!

Dies aus Insterburgs Russenzeit! Die Buchhändlerankündigung im Bahnhofe kann jetzt geändert werden: „Sie waren erschienen, die Barbaren,“ — und sie werden nicht wiederkommen!

XIX.

Nach Rußland. — Diesseits und jenseits der Grenze. In Wilkowischki.

Insterburg, 18. September.

Nach Rußland war gestern unser Weg gerichtet, vorläufig nur auf einen „Kosthappen" in zehnstündiger Autofahrt, zu der uns von der Militärbehörde in liebenswürdiger Weise die Kraftwagen zur Verfügung gestellt worden waren. Das Oberkommando hat aus berechtigten Gründen die Grenze noch nicht überschritten. Natürlich möchte man, wie alle Welt, vorwärts; aber wenn man der gestrigen Wege, der Ortschaften, der Quartiere gedenkt, zumal bei dem heute unaufhörlich herabpladdernden Regen, so ist man nicht gar so unwillig, sich noch der Fleischtöpfe Insterburgs zu erfreuen, auch wenn sie durch Russen und Deutsche schon erheblich geleert und noch nicht wieder gefüllt wurden.

Unsere zur achten Morgenstunde angetretene Fahrt führte uns die Chaussee nach Gumbinnen entlang, dem Schauplatz heftiger Kämpfe am Ausgang der letzten Woche. Um es zu wiederholen: am Freitag nachmittag, dem 11. September, wurde Insterburg, am Sonnabend abend Gumbinnen, am Sonntag früh Stallupönen von den Unseren besetzt, die am gleichen Abend schon das Grenzflüßchen Lepone (Lindenbach) hinter sich hatten und den flüchtenden Russen auf den Fersen blieben. Sie gehören zu jenem ostpreußischen Korps, das seit Anfang des Krieges so Großartiges geleistet hatte.

Die Spuren jener Kämpfe sah man noch überall. Tote Pferde wurden fortgeschafft, Uniformstücke und Waffen lagen umher, zerbrochene Gefährte und umgehauene Bäume; die Eisenbrücke über die Angerap war gesprengt und von unseren flinken Pionieren durch

eine tiefer gelegene hölzerne ersetzt worden, von den Russen ausgehobene Schützenlinien zogen sich dahin und sorgsam vorbereitete Unterstände zeigten, daß man an einen energischen Widerstand gedacht hatte. Zwischen frischen Grabhügeln aber und verbrannten Gehöften furchten die Bauern mit eisernem Pfluge die dunkle, fruchtbare Erde und streuten mit kraftvoller Hand die Wintersaat aus!

Auf der Chaussee das wechselvollste soldatische Hin und Her. Lange Munitions- und Proviantzüge werden unterbrochen von Batterien leichter und schwerer Artillerie, die grauen Autos der Feldpost winden sich zwischen den verschiedenen Fuhrparks durch. Schwadronen Kürassiere und Ulanen traben vorüber, lustig flattern die schwarz-weißen Fähnchen, nun die Wagen einer Funkenspruchstation und einer Telegraphenabteilung, dann eine Sanitätskompagnie und ein Zug Gendarmen, frohen Mutes ein paar Bataillone Infanterie. Die meisten Soldaten tragen eine Aster als Blumenschmuck im Knopfloch der Uniform. Dann wieder Artillerie und Kavallerie, wieder kleinere Abteilungen Infanterie, die als Ersatz der Lücken zu ihren Regimentern nach der Front gehen, ebenso wie ihre versprengt gewesenen Kameraden, die auf Leiterwagen befördert werden. Und nun ein wohlbekannter Anblick: russische Gefangene. In endlos langer Gliederung trotten sie einher, in ihrer Mitte, neben Offizieren, ein Pope in schlotternder violetter Gewandung mit (angeblich) goldener Kette und Kreuz auf der Brust, hinter ihm, als fühlten sie sich da sicherer, ein paar Kosaken und Tataren.

Von Granaten getroffene, verbrannte Häuser zeigen Gumbinnen an. Die Stadt selbst hat nur wenig gelitten, wenn es auch an einzelnen Brandstellen nicht fehlt, ebensowenig an eingeschlagenen Schaufenstern und ausgeraubten Läden. Hinter der Stadt die großen Zelte unserer Flieger; eine „Taube" wird gerade zum Fluge auffrisiert. In der Nähe ein zerstörter russischer Doppeldecker.

Je weiter wir fahren, desto ärger werden die schreckensvollen Bilder der Verwüstung. Zwischen Gumbinnen und Stallupönen liegen sämtliche Häuser in Trümmern. In Stallupönen selbst aber erwiesen sich im allgemeinen die Verwüstungen nicht als so schlimm, wie sie uns beim ersten Besuche der brennenden Stadt erschienen.

Aber genug der Trümmerhaufen waren in der geräumig angelegten, freundlichen Stadt vorhanden, namentlich am Markt und in der zum Bahnhofe führenden Straße. Teils waren die Häuser ganz eingestürzt, teils standen nur noch die Außenmauern; wo nicht die Brandpakete der Russen und unsere Granaten ihr vernichtendes Werk getan, waren Läden und Wohnungen von den russischen Banditen, welche die Uniform des Zaren tragen, ausgeplündert worden.

Gänzlich verschont war die Kirche geblieben; auf der Spitze ihres Turmes breitete der preußische Adler seine Schwingen aus, unten aber, dem Eingange des Gotteshauses gegenüber, stand, gleichfalls unversehrt, die erzgegossene Germania, den Ruhmeskranz in der hocherhobenen Rechten. Mit frischem Lorbeer kann dieser Kranz umwunden werden, und mit Recht darf Preußens Aar da oben seine Flügel zu neuem stolzen Fluge regen, zum siegreichen Fluge in Feindesland hinein. Dahin ist ja schon jenes Ostpreußische Korps, das seit vollen vier Wochen kaum für möglich Gehaltenes geleistet hat, eingedrungen, und unsere Kavallerie schwärmt in dichten Zügen durch die russischen Wälder, über die russischen Felder, dem Feinde auf den Fersen, ihre Rosse im Njemen tränkend. —

Der Bahnhof Stallupönen ist merkwürdigerweise unversehrt geblieben. Wie sah es hier am Sonntag abend noch aus, im rötlichen Scheine der brennenden nahen Gebäude. Alle Trümmer sind seitdem fortgeräumt, nur ganz geringe Überbleibsel erinnern an jenes furchtbare Bild eines kurz vorher stattgefundenen Kampfes.

Eydtkuhnen, das an 6000 Einwohner zählte, besteht nicht mehr. Nur Ruinen, nur selten ein lebendes Wesen. — Ein paar kleine, tiefer zwischen Gebüschen und Weiden gelegene Häuschen, die wie um Entschuldigung bitten, daß sie noch da sind, entgingen an dem schon erwähnten Lindenbach dem Geschoßhagel und Flammenmeer. Jenseits der Brücke über dieses Flüßchen begrüßt uns als Vertreter des heiligen Zarenlandes der Grenzpfahl mit dem Doppeladler und ein Schilderhaus, beide recht wackelig, wie das ganze Reich unter der Knute Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen.

Gleich dem deutschen Teile Eydtkuhnens besteht der russische, Kibarty, nicht mehr. Ebenfalls nur Ruinen! — Bloß der Bahnhof ward verschont. Blutgetränkte Strohlager in einzelnen Nebengebäu-

den erinnern an die Leiden der Verwundeten; von Gefallenen mögen die Bündel blutbefleckter Uniformen und die zerschlagenen Waffen herrühren. Mehrere Züge mit Munition wurden hier festgehalten, wohl an 40 bis 50 Wagen der Wien—Warschauer Bahn, wie schon erwähnt, mit dem roten Kreuz versehen! Und dabei erblickt man durch die geöffneten Schiebetüren neben der um Schonung bittenden Zeichen der Nächstenliebe die vollgefüllten Kisten mit Granaten und Gewehrpatronen!

Mit Kibarty und Wirballen beginnt Rußland. Das merkt man gleich. Entsetzliche Wege, daß unsere Autos plötzlich Sprünge wie gelernte Akrobaten machen! Ob den einsichtigeren russischen Offizieren und Soldaten, die sich mehrere Wochen hindurch in unseren freundlichen, wohlhabenden, von regem Handel und Wandel zeugenden ostpreußischen Städten aufgehalten hatten, nicht doch der schroffe Gegensatz von hüben und drüben aufgefallen ist? Und ob sich das nicht auch der Höchstkommandierende der vom General von Rennenkampf geführten russischen Wilna-Armee, der Großfürst Nicolai-Nicolajewitsch ad notam genommen? Diesmal konnte man ihm, dem stolzen, verwöhnten, verweichlichten Herrn, der sich ja als Beherrscher Ost- und Westpreußens betrachtet, innerhalb der Grenzen des Reiches seines geliebten kaiserlichen Neffen, nach dessen Krone er schon lange streben soll, keine Potemkinschen Dörfer vorspiegeln. Diesmal sah er die rauhe Wirklichkeit und lernte ihre Schattenseiten kennen, auch die russischen Ortschaften und russischen Wege, die Unordnung im russischen Heerwesen und der Verwaltung. In seinem Salonwagen des Luxuszuges war er bis zur Grenzstation Eydtkuhnen gekommen und von da weiter bis Insterburg; dann hatte bei gelegentlichen Fahrten sein Auto ausgeholfen. Zurück gings nicht so schön und glatt, da hieß es Reißaus nehmen, immer schneller und schneller, sonst hätten ihm deutsche Bajonette an der heimischen Grenze entgegengeblinkt. Und auch in seinem Auto mag die Rückkehr nicht so angenehm gewesen sein bei dem hügeligen Gelände der russischen Landstraßen, die an vielen Stellen ein Auf und Nieder bilden und den Insassen eines Kraftwagens das unfreiwilligste Hopsen mit dräuender Seekrankheit beibringen und in jeder Minute zu einer Panne führen können. Inmitten der in vollster Flucht zurückflutenden

Truppen muß Seine Kaiserliche Hoheit jene Fahrt zurückgelegt haben, höchst welcher sich erst in Sicherheit zu finden geruht haben dürfte, als der Njemen überschritten war und er zwischen den starken Wällen Kownos und Olitas, wo sich die Reste der Armee sammelten, die ersehnte Sicherheit fand; daß selbst diese nicht allzu groß war, verkündeten gar schnell die Geschütze der Festung, die ihr Feuer gegen die Vorhut des nachdrängenden deutschen Korps richteten!

Ja, es war eine regellose Flucht der Rennenkampfschen Armee gewesen, — also der Wilnaer Armee, II., III., IV. und XX. Armeekorps, III. und IV. Reserve-Division, und fünf Kavallerie-Divisionen. Unsere Batterien und unsere flinke Infanterie waren dem fliehenden Feinde unmittelbar auf den Fersen. Das beweisen die weiten Wiesen- und Ackerflächen von Eydtkuhnen bis Wilkowischki, das etwa 25 Kilometer von der Grenze entfernt liegt. Wo noch Widerstand versucht worden war, wurde er sofort gebrochen. Und dann gings weiter, weiter in stürmender Eile. Davon erzählen die zahllosen, umherliegenden Protzkästen, die umgestürzten Munitionskarren mit fast unversehrter Ladung, die fortgeworfenen Waffen, Kochgeschirre, Rucksäcke, Stiefel, Mäntel, Uniformstücke, die Wagen mit Scheinwerfern und Telegraphen-Einrichtungen, die Koffer mit zerstreutem Inhalt, die toten Pferde, auch die Herden gestohlenen Viehs, die nun wieder über die Grenze hinaus getrieben werden, wobei Gefangene unsere Mannschaften unterstützen. Diese jetzt unter scharfer deutscher Obhut viehtreibenden russischen Soldaten bilden nur einen verschwindenden Bruchteil ihrer Gefährten, die dieser Tage bei der Verfolgung gefaßt wurden. —

Die einzelnen Ortschaften, die wir berühren, haben einen so ganz anderen Charakter, als die jenseits der Grenze. Blockhäuschen, an denen Stangen mit weißen Lappen als Fahnen der Friedfertigkeit befestigt sind, die grünen Kuppeln der orthodoxen Kirchen, die Kirchhöfe in ihrem elenden Zustande. Die meist jüdische Bevölkerung steht vor den Türen, sichtlich zufrieden mit dem Wechsel der Dinge. Männer und Knaben ziehen die Mützen, auf deutsche Fragen erhält man deutsche Antwort.

Zur Mittagsstunde ist Wilkowischki, das städtische Haupt des gleichnamigen Kreises, erreicht. Eine Stadt von etwa 10 000 Einwohnern.

Mit großem Troß war in der zweiten Junihälfte 1812 Napoleon hier angelangt, hatte sein Hauptquartier aufgeschlagen und mit hochtönenden Worten in einer Proklamation den Beginn eines zweiten polnischen Krieges angekündigt. Wie mags damals ausgesehen haben! Empfängt uns doch noch heute hier Halbasien! Der unglaublich schmutzige Markt könnte ebensogut in Anatolien liegen. Niedrige Kramläden, zermürbte, ihres farbigen Anstrichs längst entwöhnte Häuschen, ein unbeschreibliches Pflaster, Vieh an den Tränken, ein paar Obst-Verkäufer und -Verkäuferinnen. An den Gebäuden die letzte Nummer der vom Oberkommando herausgegebenen Armeezeitung mit den Nachrichten über die Erfolge im Westen und Osten, sowie die jüngste Bekanntmachung des Generals v. Hindenburg an seine tapferen Truppen, die ihnen das verdiente Lob zollt. Unsere Soldaten davor, sie haben sich so gut, richtiger, so schlecht es ging, einquartiert und kommen mit der Bevölkerung friedlich aus. „Hoffentlich kehren die Russen nie wieder zurück!" sagt einer der Patriarchen mit Ben-Akiba-Typus. Aus der katholischen Kirche, deren Turm und untere Wände von Granaten durchlöchert sind, schallt deutscher Gesang. Bis zum letzten Plätzchen ist das Innere von unseren Soldaten gefüllt; ein evangelischer Feldgeistlicher steht auf der Kanzel, seine bewegten Worte tönen eindringlich in lautloser Stille. Vor der Kirche ein Zug Infanterie mit zusammengestellten Gewehren, in der Nähe Feldküchen und Bäckereien in emsigster Tätigkeit.

Interessant war ein Besuch der etwas außerhalb der Stadt gelegenen Kaserne der 3. Ulanen, eines der angesehensten Kavallerieregimenter der russischen Armee. In einem gartenumgebenen Backsteinhause das Offiziers- und Unteroffizierskasino, das erstere mit sehr hübschen Räumen, einem Speisesaal, in dem noch Tischkarten des Abschiedsessens vom 31. August lagen, Spiel- und Lesezimmern, und einer Bibliothek. Auf den Tischchen eine Anzahl Karten, die sich auf Kriegsspiele in Ost- und Westpreußen beziehen, ferner Vervielfältigungen genauer deutscher Generalstabskarten mit den Bewegungen wie Standorten unserer Truppen in Frankreich während des Krieges 1870/71. Auch ein paar Galauniformen mit reichster Goldzier lagen herum. Und unten standen unsere Ulanen zum Appell versammelt,

und in den Stallungen harrten einige hundert Gefangene des Abschubs nach Deutschland! —

Hier sei die Bemerkung eingeschoben, daß die russische Kavallerie bisher in keiner Beziehung die Erwartungen erfüllte, die man gewiß von feindlicher Seite in sie gesetzt hatte. Sie wurde nur zu Aufklärungsdiensten verwendet, hat aber nie unserer Kavallerie, die auf einen Waffengang mit ihr brannte, standgehalten. Dann ward sie mit in die Flucht verwickelt und hielt es nicht einmal für nötig, diese zu decken und den Verfolger aufzuhalten.

Wir traten alsbald die Rückfahrt an, auf anderen Wegen wie bei der Herfahrt. Die Ortschaften auf russischem Boden sind unberührt; sobald man aber den deutschen erreicht, begegnet man sofort der wildesten Zerstörung. Das Städtchen Schirwindt ist nur ein großer Ruinenhaufen, ebenso Pillkallen und andere einzelne Dörfer. Wie ausgestorben die ganze Gegend, auf den Weiden Kühe und Pferde, die ohne jegliche Pflege entkräftet zusammengebrochen sind. Ein Jammer und Elend ohnegleichen! Wie kann, wie soll und wird die Vergeltung sein?! — —

XX.

Die Russen in Lyck. — Geiseln und Gelder. — Die Landwehr-Division von der Goltz.

Lyck, 26. September.

Schon einmal war Masuren, das bisher so wenig bekannte Gebiet, dessen Name jetzt durch die siegreiche lange Schlacht an den Masurischen Seen um den Erdball hallt, von Vandalen heimgesucht worden. Damals nannten sie sich Tataren, und es ist schon lange her, über 250 Jahre. Aber die Erinnerung an ihre Greueltaten hat sich in der Bevölkerung von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und das masurische Gesangbuch enthält noch heute ein langes Kirchenlied, welches das damalige Elend schildert und den Himmel anfleht, eine Wiederholung zu verhüten. Diesmal heißen die Vandalen Russen, gesandt von dem heiligen Oberhaupte ihres Reiches, dem Allerchristlichen Zaren Nikolaus, der bekanntlich nach einer Salbung in Moskau an die Völker Europas ein Friedens-Manifest erlassen hat. Und in dessen Namen und Auftrage, zum mindesten auf Befehl seiner nächsten Ratgeber und getreuesten Feldherren, — zu denen auch der Großfürst Nicolai zählt, den man zu allererst hängen müßte — scheußliche Schandtaten verübt werden, wie seiner Zeit von den Tataren. Auch davon wird man noch schaudernd nach Jahrhunderten berichten!

Was von diesen neuen Vandalen in Masuren an Menschenleben, die nichts mit dem Kriege zu tun hatten, an Hab und Gut vernichtet, was freventlich an friedlichen Ortschaften zerstört wurde, muß später einmal aktenmäßig festgestellt werden. Mit Grauen wird man dann erst das ungeheure Trauerspiel dieses schönen, stillen, freundlichen Landes erfahren, das bisher selbstgenügsam, arbeitsam,

beſcheiden-glücklich war und das ſo unſagbarem Unheil ausgeſetzt wurde. Über Meere und Berge, die jetzt den Weg der Wahrheit hemmen, wird dann der Schrei des Entſetzens gellen und wird den anderen Völkern eindringlich zeigen, welche Kulturwerte von jenen neuen Vandalen nicht bloß in Deutſchland zerſtampft worden wären, wenn ſie nicht das ſcharfe germaniſche Schwert abgewehrt hätte, das geſtählt und geſchärft worden iſt an deutſchem Geiſt, Wiſſen, Pflichterfüllung, Hingebung für das Vaterland und die höchſten Güter der Menſchheit! Was dieſe Deutſchland zu danken haben, wird dann erſt klar zutage treten! —

Auch hier in und bei Lyck mußte jenes deutſche Schwert ſeine Schuldigkeit tun und tat es in glänzender Weiſe! Nachdem Koſakenpatrouillen ihre Erkundigungen eingezogen hatten, waren die Ruſſen hier zu Tauſenden, heuſchreckenartig am Morgen des 19. Auguſt eingedrungen und hatten Stadt und Umgebung beſetzt. Eine Stunde ſpäter befahl der Kommandierende General, ihm die Vertreter des Kreiſes und der Stadt vorzuführen; man machte ſo ſchnell wie möglich ſieben Herren — den Landrat, den Bürgermeiſter, einen Juſtizrat, den Superintendenten, den Pfarrer, zwei Stadträte — ausfindig und führte ſie ins Hotel, in welchem der General Wohnung genommen hatte. Sie mußten dort acht Stunden warten, dann ließ ſie ſich der neue Gewalthaber vorführen, erklärte ſie als Geiſeln und für verhaftet; am gleichen Abend wurden ſie über die Grenze gebracht. Von ihrem Schickſal weiß man bis heute noch nichts! —

Am gleichen Vormittag wurden die ſtädtiſchen und ſtaatlichen Gebäude umzingelt. Die ruſſiſchen „Reviſoren" ſtellten im Rathaus ſchnell feſt, daß ſich in der Stadthauptkaſſe 52 000 Mark befinden müßten; die Beamten hatten das Geld verſteckt. „Iſt's nicht umgehend zur Stelle, werdet Ihr alle ſofort erſchoſſen!" — Da war es zur Stelle! In der Poſt fanden die uniformierten Räuber nur 670 Mark, im Amtsgericht, in welchem die Beamten am vorangegangenen Tage Vorſchüſſe erhalten hatten, bloß 67 Mark.

Ein paar Tage ſpäter ließ mittags der Kommandierende 36 Herren der Bürgerſchaft zu ſich kommen: „Binnen 24 Stunden ſind 30 000 Rubel ruſſiſches oder 75 000 Mark deutſches Geld hier bei

mir. Wenn nicht, werden die in Rußland befindlichen sieben Geiseln erschossen, und Ihr und Eure Stadt soll uns dann kennen lernen!" — Da ging es an ein schleuniges Einsammeln! Um 11 Uhr des folgenden Tages lieferte man in einem Waschkorb das Geld ab; Reiter kamen schon entgegengesprengt: „Ist bald 12 Uhr, habt Ihr das Geld? Sonst . . .!" — Gleich mit den Russen waren mit kleinen, littauischen Pferden bespannte Bauernwagen erschienen; sie hielten vor dem erst vor einem Jahr bezogenen Kreishause, zugleich dem Wohnsitze des Landrats. Soldaten schleppten heraus, was irgendwie wertvoll war, luden es auf und schafften es, dem Geheiß des Kommandierenden folgend, ins nahe Zarenreich. Das Ölbild des Kaisers wurde zerstochen.

Dann vernahmen die Russen, daß im Rathause die Armen Unterstützungen erhielten. „Aha," dachten sie, „da ist wieder Geld eingelaufen, holen wir's." — Die Vermutung traf nicht zu. Da schleppten sie 17 städtische Beamte, die gerade im Dienst waren — den Polizei-Inspektor, Sekretäre, Schreiber, Botenmeister, Polizisten — mit fort und schafften sie sofort über die Grenze. Auch von ihnen weiß man bis heute nichts! — In den nahen Ortschaften wurden viele der Bewohner ermordet, andere verschleppt; alles ward niedergebrannt. Im Grenzorte Prostken, der 3000 Einwohner zählte, blieben bloß drei Gebäude stehen!

Das Maß war voll! Am 9. September, nachdem zwei Tage vorher die Russen bei Bialla zurückgeworfen worden waren, verkündete näher dringender Geschützdonner das Vordringen der Unseren, die am folgenden Tage, jubelnd empfangen, einrückten. Sie konnten sich keine Rast gönnen. Im nahen Sybbaer Walde hatten sich die während der Nacht verschwundenen Russen festgesetzt und, wie ich es gestern sah, energisch verschanzt. Einzelne Teile der Landwehr-Division von der Goltz, der die schwere Aufgabe zugefallen war, mit schwachen Kräften Lyck zu halten und die nahen Seen zu sperren, um von keiner Seite den Feind herankommen zu lassen, gingen vor und mußten die Nacht in Gefechtsstellung verbleiben. Im Laufe des 11. kam es zu blutigen Zusammenstößen, die am folgenden Tage — die Russen hatten unterdessen erhebliche Verstärkungen erhalten, brachten auch Artillerie und Maschinengewehre

ins Gefecht — zu ſtarken Angriffen des Gegners führten. Dieſe wurden abgewieſen; uns ſtanden nur ſieben ermattete, freilich auch bis zum Letzten entſchloſſene Landwehr-Kompagnien zur Verfügung. Wie tapfer hier die Ruſſen waren, beweiſt, daß ſie bis auf 200 Meter an unſere Schützengräben herandrangen; eine Batterie unterſtützte unſere Infanterie. Wir verſuchten mit einigen Verſtärkungen eine Umgehung der ruſſiſchen Stellung, was aber plötzlich auftauchende, friſche feindliche Infanteriemaſſen verhinderten. Die Sache war kritiſch. Da Hurra und Trommelwirbel, im Sturmſchritt eilten die erſten Helfer herbei, denen alsbald weitere folgten, es war die brave Beſatzung der kleinen Feſtung Lötzen, in der man den Kanonenſchall vernommen hatte und deren irgendwie nur entbehrliche Mannſchaften ſofort auf die Bahn nach Lyck geſetzt worden waren. Und vom Bahnhof aus eilte man in den Kampf.

Und nun im Sturm, Hurra, Hurra, vorwärts. Die Ruſſen aus dem Wald geworfen, aus den anſchließenden Ortſchaften über die Grenze. Dort bei Proſtken noch ein Widerſtand, dann bei Grajewo, darauf ernſtlicher bei Auguſtowo, ſchließlich bei Suwalki — — die Flucht begann bis zu den ſchützenden Feſtungen Oſſowice und Grodno-Oliſa! Unſere Landwehr aber hat ſich neben den anderen, unter dem Oberbefehl Generalleutnants von Morgen fechtenden Truppen in all dieſen bis zum 13. September währenden Kämpfen, in denen ſie es mit der gut ausgebildeten, friſchen Grodnoer Reſervearmee zu tun hatte (XXII. Armeekorps, Reſt des IV. Armeekorps, Teile des III. Sibiriſchen Armeekorps), einen neuen, reichen, blutig verdienten Lorbeerkranz erworben!

Die Ruſſen waren den Unſeren ſtets faſt dreifach überlegen; ſo ſtanden nahe Lyck 24 Bataillonen und 15 Batterien nur 10 Bataillone und 5 Batterien gegenüber. Durch ſein tapferes Draufgehen verhinderte General von Morgen die Umkreiſung. Am 12. September konnte er nach kurzem Kampfe Suwalki einnehmen und ſeinen Wohnſitz im Gouvernement Paſart aufſchlagen. Bei ſeinem Einrücken war er vom Pfarrer und Bürgermeiſter in der üblichen ruſſiſchen Weiſe mit Brot und Salz begrüßt worden. —

XXI.

Wieder in Rußland. — Auf den Kampfpfaden der Landwehr. — In Suwalki. — Deutsche Verwaltung.

Suwalki, 24. September.

Was war das für eine freudige Überraschung, als heute vormittag bei einer achtstündigen Autofahrt durch die russischen Gefilde bei einem Brückenübergange die Augen auf das schwarz-weiß-rot gestrichene Geländer fielen! Ein merkbares Zeichen für die Bewohner, daß hier die Fänge des russischen Doppeladlers nichts mehr zum Greifen haben, daß das Gouvernement Suwalki — etwa so groß wie das Königreich Sachsen — unter deutscher Verwaltung steht! — Ein fruchtbares masurisches Land, viel Kartoffelbau für Brennereien, viel Gerste, noch mehr ertragreiche Waldungen, die rationelle Pflege aufweisen. Zahlreiche Flöße auf den Gewässern, wenige Ortschaften mit armseliger Bevölkerung. Vor einem der Dörfer hatten unsere Soldaten einen ausgestopften Gaul und eine Strohpuppe mit Kosakenuniform und Lanze aufgestellt. Der einstige Träger, den man hoffentlich gehängt hat, wenn er nicht im Kampfe gefallen ist, mag irgendwo modern. Zeichen der Vergangenheit! Und in einem Zukunftsbilde malt man sich aus, daß hier viele, viele Tausende jener ostpreußischen Landleute, denen alles vernichtet wurde, eine neue, ersprießliche Heimat unter dem Schutze des deutschen Aars finden könnten!

Aber uns umgibt ja die Gegenwart, die frische, packende, wechselvolle Gegenwart. Die Augen des Generalleutnants von der Goltz, des kernigen Führers der nach ihm benannten Landwehr, leuchteten froh, als er heute morgen vor dem kleinen nüchternen Backsteinhause

Grajewos, in dem der Stab seinen Sitz aufgeschlagen hat, uns davon berichtete, in welcher Gefahr Lyck gewesen sei, von der die Einwohnerschaft heute noch nicht den rechten Begriff hat; wie die Stadt nur vor schlimmstem Schicksal durch das rasche, todesmutige Vorgehen der Unseren gerettet wurde, die gegen das neu herangekommene, als sehr tüchtig bekannte dritte Sibirische Korps kämpften. In wärmsten Worten gedachte er der glänzenden Leistungen der Landwehr: „Nach 52stündiger Eisenbahnfahrt sofort im Sturmschritt ins Gefecht, die Artillerie im Galopp vor, gegen einen hartnäckigen, übermächtigen, gut verborgenen Feind, dessen eines Regiment bis auf 200 Meter an uns herankam — — das macht man uns nicht so leicht nach! Und wie hat sie sich neulich im Sybbaer Wald gehalten — famos!“ —

Unsere Fahrt hatte uns von Lyck aus früh durch jenen Sybbaer Wald geführt, der noch die deutlichsten Kampfspuren aufwies; gefällte Bäume, dichte Verhaue, von Granaten herabgeschlagene Äste, sorgsame Verschanzungen, höhlenartige Unterschlupfe, mancherlei stille Gräber. Den Rückzugsweg der Russen bezeichneten dann wieder verbrannte Gehöfte und Ortschaften; nur wenige Häuser waren der wilden Vernichtungswut entgangen. Vollständig in Trümmern liegt der deutsche Grenzort Prostken, der, 3000 Einwohner zählend, städtischen Charakters gewesen sein muß, wie einzelne stehengebliebene Außenmauern zwei- und dreistöckiger hübscher, moderner Häuser zeigen. Hier wurden 43 Personen ermordet und Hunderte von Männern, Frauen und Kindern nach Rußland verschleppt, die siebenköpfige Bahnbeamtenfamilie Zunker wurde niedergemetzelt. Nur drei Häuser blieben stehen, auch sie völlig verwüstet!

Sofort hinter dem russischen Grenzschlage ändert sich das Bild in mannigfacher Weise. Wie durch einen Zauberschlag hat die Verwüstung aufgehört! Auch unsererseits wurde in keiner Weise Vergeltung geübt. An Stelle der glatten Chaussee tritt eine jämmerliche Landstraße, an die Stelle der wohnlichen, sauberen Ansiedlungen ärmliche, schmuddelige und unordentliche Ortschaften mit Holzhäuschen und Hütten. Rußland umfängt uns in echter Art, auch in dem bald erreichten Grajewo, einer Landstadt echtrussischen Musters. Den Bahnhof hatten die Russen mit dreißig Bomben bedacht, die

beim Einrücken der Unſeren zur Entzündung gebracht werden ſollten — das geſchah denn auch ſo gut, daß kein einziges der Dinger losging und ſie von unſeren Pionieren fein ſäuberlich beiſeite gelegt wurden! Die Pioniere mit den Eiſenbahnern waren alsbald tätig und ſetzten die teilweiſe zerſtörte Bahnlinie ſchnell inſtand und änderten die Spurweiten der Wagen. Unſere Züge, mehr als 30 Wagen zählend, verkehren jetzt ſchon acht Kilometer, und unſere Fernſprecher wie Telegraphenleitungen ziehen ſich bereits viele, viele Dutzende von Kilometern durch Rußland.

„Hier wohnen Juden," — „Jüdiſches Eigentum iſt geſchützt," — „Wir ſind Freunde," las man mit Kreideſchrift an den Türen der winzigen, bunten Häuschen Grajewos. Die Bewohner ſtanden vor der Tür, grüßten und gaben jede Auskunft; zwiſchen ihnen und unſerer Soldateska hatte ſich ſogar freundſchaftlicher Verkehr angeknüpft. Auch die verlaſſenen Gebäude waren unbehelligt geblieben. Bekanntmachungen verboten der Einwohnerſchaft das Betreten der Straßen von 6 Uhr abends bis 8 Uhr morgens und ordneten das Abliefern aller Waffen, auch der Meſſer über 15 Zentimeter Länge an.

Von Grajewo führt eine ſehr gute Chauſſee über Auguſtowo, eine weitgebaute, offene Kreisſtadt von 12 000 Einwohnern, die am 15. September von einer Diviſion geſtürmt ward, nach Suwalki. Die ganze Landſchaft ſehr maleriſch, mit blauen Seen und dunklen Forſten, mit weiten Feldern und Wieſengründen, einzelne Niederlaſſungen, die von Wohlhabenheit erzählen, hübſche herrſchaftliche Beſitzungen, ſtarker Betrieb von Brenn- und Bauholz. In den Ortſchaften unſer Militär, im Freien Artillerie- und Bagagekolonnen, teils auf dem Marſche, teils abſeits der Straße längere Raſt machend. Die Pferde abgeſchirrt. Die Soldaten um buntberöckte Bäuerinnen geſchart, die ihnen Kartoffeln ausbuddeln und dafür klingenden Lohn einheimſen; die erworbenen Erdfrüchte ruhen bald im Keſſel über praſſelndem Feuer, in einem zweiten wird die Erbsſuppe bereitet und hier und da gibt's auch mal ein Huhn oder eine Gans, denn von dieſem Federvieh iſt Überfülle vorhanden. Einzelne Kavallerieabteilungen und -patrouillen reiten mit uns desſelben Weges; was ſind's doch für famoſe, friſche Jungens, die luſtig ihre Lieder ſingen,

Lieder von Heimat, von Kameradschaft, von Liebe, von den Städtchen und den Mädchen, doch von gar so viel Treue kommt nichts darin vor! Feldwachen sichern die Brücken, von denen einzelne mehr schlecht als recht zu sprengen versucht wurden — „mordbrennen und plündern verstehen die Kerls, aber nicht vernünftig zu sprengen!" sagen unsere Pioniere — und die Bahnlinie, die Feldpostwagen rollen flink dahin, eine lange Rote-Kreuz-Kolonne begibt sich zur Front; in dem warmen Licht der goldigen Herbstsonne kommt hier auf feindlichem, erobertem Boden die ganze Romantik des wegen seines steten Wechsels und seiner Gefahren so anziehenden Feldzugslebens zur vollsten Geltung.

Unser Frühstück nahmen wir eine Stunde später hier in Suwalki auf den Steinfließen der russischen Kathedrale ein, deren blinkende Kuppeln uns schon von fernher ihre Grüße zugesandt hatten. Gegenüber eine Schule, in der, wie die Fahne mit dem roten Kreuz zeigte, unser Lazarett untergebracht ist; russische weißgekleidete Pflegerinnen mit behutsamen Schritten und ernsten Mienen gehen aus und ein, Verwundete zeigen sich an den Fenstern.

An uns vorüber zog ein Bauernwagen nach dem anderen, die Pferde von deutschen Händlern gelenkt, hochaufgestapelt alles nur Denkbare: wollene Decken, Mäntel, Betten, kupfernes Kochgeschirr, Porzellan, Mehl- und Getreidesäcke, Brot, Früchte, häusliche Einrichtungsgegenstände und so fort. Das in Deutschland gestohlene, hier in großen Magazinen massenhaft aufgefundene oder auch von uns jetzt dort zusammengestapelte Gut ward nach den verheerten Dörfern zurückgebracht, und mit ihm manch anderes aus feindlichem Besitz, was unseren bedrängten ostpreußischen Landleuten gewiß willkommen sein wird. Der gleichfalls gemauste große silberne Tafelaufsatz, den ich bei einem späteren Besuche des Magazins unter allerhand anderen netten „Andenken" sah, hatte noch keine Verwendung gefunden.

Ja, das Bild in dieser zirka 25 000 Bewohner zählenden Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements war recht unvermittelt ein anderes geworden! Unsere Geschütze rollen über das Pflaster, die schwarz-weißen Fähnchen unserer Reiter wehen in der Luft, unsere Infanterie lagert in dem sich an die Kathedrale anschließenden, großen, herbstlich bunt gefärbten Stadtgarten, in dem Verkäufer und

Verkäuferinnen von allerhand Zuckerzeug, Kuchen, Semmeln willige Abnehmer finden. Staunend, nur untereinander flüsternd, lassen die Bewohner, von denen viele deutsch sprechen, das Militär an sich vorüberziehen — der Wechsel der Dinge ist doch zu schnell gekommen! Und die Deutschen benehmen sich so ganz anders, als man erwartet, als man gefürchtet hatte nach den Voraussagungen der bisherigen Machthaber. Diese hatten alle aufgefordert, zu fliehen, „denn die Deutschen schlagen euch sämtlich tot, plündern jede Wohnung." — Man schließt eben von sich auf andere! — Und nun benehmen sich die Deutschen so manierlich, bezahlen alles, was sie gebrauchen, lassen sich hier und da die Tische auf die breite, baumbesäumte Hauptstraße setzen, holen die mitgebrachten oder gekauften Vorräte heraus und schnabulieren munter drauf los — — so ganz zivilisiert, so ganz anders als die Kosaken! — Ein Laden nach dem anderen machte schnell auf, und die Inhaber bereuen es nicht; junge Mädels und Frauen promenieren umher, die Gymnasiasten mit ihren Abzeichen an den Mützen spielen gern, falls nötig, die Dolmetscher; man hat gar nicht das Gefühl, in einer feindlichen Stadt zu weilen.

Das kommt wohl auch daher, daß dieses Suwalki, in dem schon vor hundert Jahren die preußische Fahne geweht hatte und, wie in Warschau, dem Könige von Preußen gehuldigt worden war, einen sehr stattlichen, sauberen, freundlichen Eindruck macht, mit einer ansehnlichen katholischen wie lutherischen Kirche, mit etwas altertümlich ausschauenden, aber ganz nett herausgeputzten städtischen wie staatlichen Bauten, mit sichtlichem Handel und Wandel. Davon zeugen auch die rückwärts fast aller Häuser sich ausdehnenden, sehr geräumigen, an ländliche Verhältnisse gemahnenden Höfe, deren Stallungen vielerlei Gefährten und Bespannungen Unterkunft bieten. In einzelnen aber von ihnen ist's doch nicht ganz geheuer, ich las an verschiedenen Türen: „Wegen Ruhr nicht belegbar. Generalkommando." — Und wir alle, mehr oder minder, die wir in den letzten Wochen unter Anstrengungen, an Verpflegung, Wasser, Witterungswechsel, Fehlen wollener Sachen und anderem zu leiden hatten, sind nicht allzu gefeit gegen die Tücken jener Krankheit!

An den Straßenecken Bekanntmachungen des Höchstkommandierenden, des Generals von Morgen und des Militärgouverneurs,

Hauptmann Volkmann, in deutscher, polnischer, russischer, hebräischer Sprache. Diese machen die Niederlagen der Franzosen, Belgier, Engländer und der Rennenkampfschen wie der Narew-Armee (Tannenberg) bekannt und fordern zur Vertreibung „der russischen Barbaren, die euch geknechtet, aus eurem schönen Lande auf, das seine politische und religiöse Freiheit wiedererhalten soll", jene setzen genau die zeitweiligen Preise fest, eine andere fordert auf, sofort alles über etwaige Minen, die an einzelnen Stellen gelegt sein sollen, zu melden: „Sollten deutsche Soldaten durch Sprengung von Minen zu Schaden kommen, wird die Stadt Suwalki dem Erdboden gleichgemacht," eine vierte droht Bestrafung von Spionage durch sofortige Erschießung an, eine fünfte meldet als Warnung, daß mehrere nächtliche Plünderer der russischen Kaserne auf der Stelle erschossen wurden, und so fort. Alles kurz, energisch, erschöpfend!

Ja, die deutsche Verwaltung der Stadt und des Gouvernements hat sofort tatkräftig und umsichtig eingesetzt. Die Feuerwehrleute in ihrer Uniform mit blankem Metallhelm versehen den Dienst der Polizisten, es ward eine provisorische Stadtverwaltung aus Bürgern eingerichtet, der Kurs des Rubels — 1 Mark 40 Pfennige — wurde festgesetzt, Bezahlung jeglichen Privateigentums gewährleistet und die Truppen angewiesen, die Bevölkerung als Freunde anzusehen. —

Zu diesen „Freunden" schien der bisherige Bürgermeister nicht zu gehören. Ich war Zeuge, wie er gestern mittag von mehreren Soldaten aus dem Rathause als Gefangener abgeführt wurde; er hatte seine Unterschrift unter einer Erklärung verweigert, daß er die deutschen Verordnungen befolgen wolle. Darin hieß es auch, daß derjenige, „der Mitteilungen irgendwelcher Art über Abzeichen, Stärke und Aufenthalt der deutschen Truppen macht," schuldig der Spionage ist: „Wenn morgen ein russischer Spion kommt und mich über die deutschen Truppen ausfragt, muß ich ihm Rede stehen," erklärte der Bürgermeister. Darauf nahm man ihn am Kragen und wird ihn nun fern seiner Kohlsuppe und seines Wutki, seiner eingelegten Gurken und marinierten Pilze in einer deutschen Festung unterbringen.

Er kann dereinst Zeuge sein, wie die Russen bei uns, und wie wir bei ihnen auftreten!

XXII.

Das Ungewisse. — Die Furcht. — Die tote Stadt.

Lyck, 29. September.

Die sonst so freundliche und lebensfrohe Stadt ist von Nebelschleiern umhüllt. Gelegentlich sprühen Regenschauer hernieder, es ist kalt und unwirtlich, der Wind spielt raschelnd mit den gelben Blättern der Bäume. Und nun sinkt die Dämmerung herab, lähmend und lastend, und noch mehr als bisher regt Frau Fama ihre düsteren Flügel, flattert hier- und dahin, wispert und flüstert in die Häuser, in die Wohnungen, in die Herzen hinein, streut flink den Samen der Angst und Sorge aus, der viel, viel schneller emporschießt als die lichten Bambussprossen in Indiens weiten Waldungen.

„Haben Sie schon gehört? Die Russen sollen nahen, in ungeheuren Massen! Weh' uns, wenn sie das zweite Mal hier einrücken, kein Stein bleibt auf dem andern, ein Blutbad wird's geben!" Einer, richtiger eine raunt's der andern zu, Gerüchte von nahen, schweren Kämpfen fliegen umher, hasten die Straßen, die Gassen entlang, Übertreibungen unsinnigster Art werden geglaubt und vergrößert, eilig und wichtig verbreitet: „Frau Nachbarin, übermorgen können die Russen schon hier sein, nein, wohl schon morgen!" — Und nun geht's ans Einpacken, ein paar Lebensmittel, die notwendigsten Sachen, ein Bündel, einen Korb, und hin zum Bahnhof. „Wer weiß, ob morgen noch ein Zug abfährt, dann sind wir verloren!"

Abermals, wie schon vor mehreren Wochen, bildet der Bahnhof den Rettungsanker im Hoffen und Sehnen von vielen Hunderten, ja Tausenden. Einzeln, auch in kleinen und größeren Gruppen, mit Kind und Kegel, Sack und Pack, eilen die Flüchtlinge dorthin, hoch

aufatmend, wenn sie die Bahnhofsuhr erblicken, wenn sie noch eine Lokomotive, einige leere Waggons entdecken: das verheißt ja Rettung! Gott sei Dank, es werden ja noch Fahrkarten verkauft, man drängt, man schiebt, man drückt sich bis zum Schalter. „Wohin wollen Sie?" fragt der Beamte. Ja, die meisten wissen's selbst nicht; nur fort, nur aus der Nähe der Grenze, der Russen! „Geht noch ein Zug nach Königsberg?" — „Gewiß in zwei Stunden." — „Dann fünf Karten nach Königsberg."

Der Wartesaal dritter und vierter Klasse ist überfüllt. Traurig das Bild im Halbdunkel der matten Beleuchtung. Auf hochgetürmten Betten liegen vier, sechs, acht Kinder in tiefem Schlaf, die Mütter sitzen auf den Bänken oder haben sich auf dem Erdboden ausgestreckt, einige Säuglinge empfangen ihre Nahrung. Kein Wort wird zwischen den harrenden gewechselt, wie lähmend-dumpfer Druck liegt's auf allen. Draußen werden Schwerverwundete auf Bahren vorbeigetragen, um mit dem nächsten Zuge in die Heimat befördert zu werden; einige Trupps Infanteristen stehen auf dem Bahnsteig, sie haben die Verwundeten und mehrere Gefangene befördert, andere gehören zu Versprengten, alle warten, um möglichst rasch wieder zur Front zu gelangen. Zu mehreren Kanonieren eines ostpreußischen Fußartillerie-Regiments tritt ein Reserve-Oberleutnant, der vor einer Stunde angelangt ist und bei den Leuten die Nummer seines Regiments erkennt. Gegenseitige Freude, gegenseitiges Erzählen, dann Bewirtung von dem Offizier. Ich höre beim Vorbeigehen einen der Kanoniere sagen: „Kinder, das ist ja famos, nun haben wir endlich wieder einen Oberleutnant!" — Bisher hatten Offizier-Stellvertreter ausgeholfen.

Wieder in die Stadt zurück. Neue Scharen von Flüchtlingen kommen mir in der Bahnhofstraße entgegen, alle lautlos wie Schatten. Auch die Landbevölkerung wandert von neuem aus. Vorn auf dem Leiterwagen der betagte Führer, auf Stroh- und Heubündeln die Seinen zwischen dem verschiedenen Hausgerät, hinten ein Pferd, eine Kuh, oft beides angebunden. „Wohin geht's?" — Sie wissen es nicht zu sagen. — „Warum flüchtet Ihr denn?" — „Wir wollen fort!" — Und ein Wagen folgt dem anderen und verschwindet im Dunkeln auf der sich vom Bahnhof abzweigenden Landstraße.

In der Stadt selbst sind nur wenige Bewohner zu sehen. Die Mehrzahl der Fenster ist dunkel. Die Wohnungen sind verlassen. Selten, daß hinter einer erleuchteten Scheibe ein Kopf auftaucht. Die Nägelstiefel einer Patrouille klappern auf dem Pflaster, ein Motorradfahrer, das Gewehr auf dem Rücken, rattert vorbei, die weißen Lichter eines Autos des Armee-Oberkommandos tauchen blendend auf, einige Ulanen führen ihre Gäule in die Stallung einer Wirtschaft; auch vom militärischen Leben ist, wie von dem der Einwohnerschaft, wenig zu merken.

Plötzlich Krachen und Klirren. „Man schießt!" kreischt von irgendwoher eine weibliche Stimme. „Unsinn," tönt eine männliche zurück, „'s war nur ein Fenster!" — Ja, dicht vor meinen Füßen war es an der Marktecke vom Wind herabgeschleudert worden.

Die Nacht sinkt hernieder, melancholisch und regenschwer. Das Ungewisse birgt sie in ihrem Schoße und damit für viele das Unheimliche. Und aus zahllosen bangen Gemütern ringt sich der sehnende Wunsch hervor: „Wenn doch nur erst der Morgen da wäre, der Morgen, der uns vom Ungewissen und Unheimlichen befreit. Ach, wenn doch erst der Morgen käme!" — — — — — — — —

30. September.

Und der Morgen kam, grau und schwer, der Sturm fegte über den langen Marktplatz und durch die Straßen, er trieb die Flüchtenden vor sich her, als ob er ihnen zurief mit seinem Sausen und Brausen: macht schnell, nur schnell, rettet euch, sonst ist's zu spät! —

Im Zeitalter der drahtlosen Telegraphie, des Funkenspruches, des Fernsprechers gibt es also doch noch etwas, das schneller hastet als jene Erfindungen: die Furcht! Sie flattert wie wilde Windsbraut überallhin, dringt in die entlegensten Ortschaften, in die verborgensten Kämmerlein, macht eben noch starke, trotzige Gemüter schwach und verzagt. Im Nu werden Tausende und Abertausende von ihr ergriffen, sind keinem Rat, keinem Vernunftsgrund mehr zugängig, verschließen — bildlich genommen — Ohren und Augen, eines nur beherrscht sie: die Furcht! Kranke werden gesund, Lahme können gehen, Schwache schleppen Lasten, die sonst weit Kräftigere nicht fortbringen könnten, Geizhälse lassen das Wertvollste liegen und nehmen statt dessen den nichtigsten Plunder, den sonst so klugen

Besserwissern erscheint das Törichtste als das Vernünftigste: die Furcht hat alles in jähe Umwandlung gebracht! —

Ich hab's dieser Tage beobachten können, was die Furcht vermag: bei den ruhigsten, besonnensten, verständigsten Leuten. „Fort, nur fort!" war die Losung. Alles ward stehen und liegen gelassen, so, wie's der Augenblick geboten, hinweg aus der traulichen Hut des Heims, hinaus ins Ungewisse, das aber Sicherheit versprach: Sicherheit vor den Russen! —

Wie oft bin ich während der letzten Wochen gefragt worden von Leuten aller Berufe in Dorf und Stadt: „Werden die Russen auch wiederkommen? Dann bleibt nichts mehr von uns, von unserem Besitz übrig!" — Und in jegliche verneinende Auskunft wurden Zweifel gesetzt. „Aber sie sind ja so stark, die Russen, sie haben doch so viele Menschen, Millionen und Millionen Soldaten, wenn tausend fallen, sind für diese zehntausend andere da. Ach, wir fürchten, daß sie doch wiederkommen!" — —

Wer gesehen hat, wie jene Vandalen gehaust, wer vernommen hat, welche Scheußlichkeiten sie verübten, wer die tiefen Wunden kennen lernte, die dieser Krieg hier auf deutschem Boden schlug, der versteht die Sorge der Leute, versteht ihre Angst, ihre Furcht. Ein Gerücht, ungeheuer schnell von Mund zu Mund getragen, und selbstverständlich von Mund zu Mund vergrößert, das genügt, um allgemeinen Schrecken zu verbreiten, um binnen weniger Stunden ganze Städte und Ortschaften teils oder auch ganz veröden zu lassen! —

Ja, es waren traurige Bilder, die sich in den letzten Tagen vor mir entrollten, trauriger häufig, als jene des Kampffeldes mit seinen Schrecken. Handelte es sich doch hier um eine friedliche Bevölkerung, die meist nach wochenlangem Umherirren wieder in die so schrecklich mitgenommene Heimat zurückgekehrt war, die, kaum daß sie etwas Ordnung in die grauenhafte Verwüstung gebracht hatte, schon nach kurzer Frist nun von neuem ihr Nomadenleben beginnen mußte, fern der eigenen Scholle!

In der Bahnhofstraße an einem eisernen Gartengitter eine alte, verhärmte, schwarzgekleidete Frau, die sich matt auf ihr blondes Enkelkind stützt, sie bricht plötzlich in Schluchzen aus: „Kaum gekommen, wieder fort!" — — Das ging ans Herz! — — —

Ich habe eine tote Stadt kennen gelernt, eine Stadt, die mit einem Male ihr Angesicht veränderte, so jäh, daß es einen überrieselte, ganz kalt, wie man in der Kindheit eine recht gruselige Geschichte vernimmt!

Zwar hat mir dieser Krieg schon die Bekanntschaft mancher toten Stadt vermittelt, aber sie waren bereits ausgestorben, als ich sie betrat, von der Bevölkerung längst verlassen. Diese Stadt aber, die ich meine, die im Frieden 10 000 Einwohner gezählt, zeigte mir beim Betreten ihr freundliches, allerdings von feindlichen Schrammen durchfurchtes Gesicht, das nach herbem Schmerz aber schon wieder zu lächeln verstand. Einzelne Brandstellen, zerschlagene Schaufenster ausgeraubte Läden, aber Handel und Wandel hatten schon wieder begonnen, zwei Hotels ihre Pforten geöffnet, auf dem großen Marktplatz gings lebhaft zu, man stand in der Buchhandlung und plauderte, ja, am Abend sollte sogar eine Zeitung erscheinen.

Aus der Russenzeit hörte man auch hier allerlei, natürlich nur Schlimmes. In einem Hutgeschäft waren aus dem Bodenverschlage für über 10 000 Mark Pelze gestohlen worden; die ganz minderwertigen hatten die wählerischen Herren verschmäht, von einem Offiziermantel nur den Biberkragen abgetrennt, sonst alles beschmutzt in absichtlichster Weise. Auch dreihundert für Königsberg bestimmt gewesene Kürassiermützen, Hüte, Wäsche, Einrichtung. Der eine Fall für viele: An einer Ecke des Marktes wurden mehrere Häuser niedergebrannt, nur weil man in einem derselben ein paar preußische Gewehre gefunden. Die junge, hübsche Tochter eines Gutsbesitzers malte in lebhaften Farben ein Bild von den Verwüstungen auf dem nahe Goldap gelegenen Gutshofe und im Gutshause. Alte Ölgemälde waren sorgsam aus dem Rahmen gelöst und mitgenommen worden, Alfenide hatte man liegen gelassen, alles Silber dafür eingeheimst, nachgeahmte Gobelins waren hängen geblieben, die echten mitgewandert, der Bechstein-Flügel, Spiegel, Möbel waren mit Äxten zertrümmert worden, die Beschmutzung aller Räume soll unbeschreiblich gewesen sein! —

Wir sind gerade zur Mittagsstunde im nettesten Erzählen, da, was ist das? Eine schrille Klingel, eine heisere Stimme, draußen

auf unſerer Seite des Marktes, der auch hier durch Rathaus, Amtsgericht und Poſt in zwei Hälften geteilt iſt. Wir öffnen die Tür, ſehen einen Poliziſten, der abermals die Glocke ſchwingt, und dann ruft: „Polizeiliche Verfügung: die Stadt ſoll von der Zivilbevölkerung geräumt werden. Wer bleibt, tut's auf eigene Gefahr!" Und die Schelle wird wieder lärmend in Bewegung geſetzt.

Viele Leute hatten ſich verſammelt, erſt neugierig lauſchend. Im Nu, als ſie den Sinn der Worte erfaßt, veränderten ſich ihre Mienen, Beſtürzung und Schrecken drückten ſich aus. Wäre es nicht zu ernſt geweſen, man hätte herzlich lachen müſſen, wie alles die Beine in die Hände nahm und davonhaſtete. Einer ſtolperte über den anderen. Die beiden Pikkolos des einen Reſtaurants, die natürlich neugierig ihre Naſen hatten hinausſtecken müſſen, galoppierten ſo, wie ſie in ihren Jäckchen und ohne Kopfbedeckung waren, zum Bahnhof, als ob die Koſaken ſie ſchon aufſpießten; Köchinnen und Herrſchaften ließen das Mittagbrot ſtehen, keiner dachte daran, die Flammen im Herd auszulöſchen; dem Apotheker waren Rezepte und Mixturen plötzlich ſehr gleichgültig geworden; die dicke Wirtin des zweiten Hotels kam mir keuchend aus dem Keller entgegen, im Arm zwei Flaſchen Wein und ein Brot; ſie verſchwand damit, ohne ſich mehr um ihre Gäſte zu kümmern; im Umſehen waren alle Ladentüren verriegelt, die Fenſter geſchloſſen, die Hauseingänge geſperrt. Hier und da ging es an jähes Hämmern, Klopfen, Pochen, man packte die Wertſachen in Kiſten, um ſie an vermutlich ſicheren Orten zu verbergen oder mitzuſchleppen. Das waren noch die Beſonneneren; die meiſten rafften in wenigen Minuten zuſammen, was ihnen gerade in die Augen fiel, und dann hin zu dem vor der Stadt gelegenen Bahnhof.

Am Nachmittag bereits und noch mehr am Abend war die Stadt wie ausgeſtorben. Der Markt völlig leer, nur einige in ihre Mäntel gehüllte Offiziere, mehrere Landwehrmänner, die vergeblich verſuchten, etwas für den knurrenden Magen zu kaufen, ein ratterndes Feldauto und drei Sanitätswagen, die Verwundete aus dem Lazarett fortführten. Der Eindruck dieſer toten Stadt im bleichen Schimmer des hin und wieder durch die flatternden Wolken dringenden Mondes war unheimlich und geſpenſterhaft.

Am heutigen Tage aber entwickelte sich auf dem gestern so schnell verödeten Marktplatz ein desto lebhafteres kriegerisches Getriebe mit einer Fülle malerischer, buntbelebter Szenen.

Eine große Proviantkolonne rückte an, fünfzig bis sechzig Wagen standen alsbald in Reih und Glied; die Mannschaften entzündeten lodernde Feuer und kochten ab. Dann ein allgemeines Köpferecken und Zeigen nach einer Richtung: die Russen waren da, aber recht artig und ohne Angriffsabsichten. Ihrer sieben saßen auf zwei strohgefüllten Leiterwagen, unter ihnen auch ein blonder, blauäugiger Kirgise mit hoher Pelzkappe.

„Die bringen wir nur als Probe," riefen die begleitenden Landwehrmänner, „nachher kommen zweitausend".

„Wo habt Ihr denn die erwischt?"

„Hinter Suwalki, so bei Olschankewo, oder wie das Nest heißt. Es ging vorgestern und gestern dort scharf her, auch in der Nacht. Die Russen hatten sich in den Wäldern festgesetzt, aber wir haben sie ausgeräuchert. Über 3000 Gefangene und 40 Geschütze erbeutet, einige Kanonen kommen gleich."

Eine halbe Stunde später standen vier der feindlichen Haubitzen, mit zum Teil noch vollen Granatladungen in den Protzkästen, von elenden Kleppern gezogen, nahe dem Rathause. Soldaten umringten ihre Kameraden, ließen sich von ihnen erzählen, tauschten auch einige Erlebnisse aus. Ja, es war wieder mal in diesen Tagen auf russischem Boden scharf hergegangen. Landwehr und Landsturm hatten sich gegen frische, und wie man auch an den Gefangenen sah, sehr gut ausgerüstete Truppen famos gehalten; freilich waren auch herbe Verluste zu verzeichnen.

Auf den Protzkästen der russischen Geschütze saßen mit vergnügten Gesichtern drei einem Sibirischen Schützenregiment angehörende Gefangene, die von der Begleitmannschaft sehr kameradschaftlich behandelt wurden. Mit diesen drei und den schon kurz vorher eingetroffenen sieben Gefangenen hatte es folgende Bewandtnis: Bei einem der letzttägigen Gefechte waren drei der Unseren in russische Gefangenschaft geraten. Sie wurden bewacht von drei Sibirischen Schützen, deren einer ganz gut deutsch sprach; er hatte es in Tomsk, wo er seine Jugend verbrachte, gelernt. Man kommt mit

ihm in Unterhaltung, man biedert sich an, die deutsche Feldflasche kreist, schließlich sagt einer der Unseren zu dem Deutschsprechenden: „Weißt, Kamerad, Ihr könnt uns eigentlich laufen lassen. Was liegt Euch an uns Dreien? — Es ist dunkel, Euer Regiment in einem anderen Dorf, wir sind Euch halt im Finstern entwischt, Strafe werdet Ihr kaum bekommen, man achtet ja gar nicht auf uns!"

Der Sibirier bespricht sich mit seinen beiden Waffenbrüdern, dann antwortete er: „Gut, abgemacht. Aber wißt, nehmt uns Drei mit, wir haben's hier satt, werden doch bloß totgeschossen, und bei Euch werden wir's gut haben!" — Und so geschah es! Die sechs pendelten los, trafen unterwegs auf eine russische Patrouille — eben jene sieben Mann — bemächtigten sich dieser und langten nun, ihrer dreizehn, bei den deutschen Vorposten an! Diesmal bedeutete die gefürchtete Unglückszahl das Gegenteil!

XXIII.

Die Kämpfe auf russischem Boden. — Ossowez, Augustowo und Suwalki. — Was Flieger und Autolenker erzählen.

Goldap, 5. Oktober.

Aus den heftigen Kämpfen, die sich in jüngster Zeit auf russischem Boden abspielten, erfährt man jetzt verschiedenes. Von Verwundeten, von Versprengten, von Offizieren, Fliegern, Autoleutnants. Man wird sich in der Heimat kein rechtes Bild machen können von der Schwierigkeit der Kriegsführung im allgemeinen wie im einzelnen jenseits der russischen Grenze. Das Gelände ist weit gestreckt und sehr wechselnd, und es fehlt nicht an ausgedehnten, nur von wenigen für Truppen benutzbaren Pfaden, durchschnittenen Waldungen und großen Sümpfen, an Flüssen und anderen Hindernissen. Die an sich uns freundliche polnische und jüdische Bevölkerung ist doch auch von vielen russischen und anderen unsicheren Elementen durchsetzt, die dem Feinde alle Bewegungen und die Stärke der einzelnen Kolonnen, Besatzungen, Streifkorps angeben. Ganz abgesehen von dem Erkundigungsdienst der russischen Flieger und vielfachem Verrat.

Dazu kommt, daß wir es überall mit einem übermächtigen Gegner zu tun haben, der nicht zu unterschätzen ist. Schon früher hatte ich gesagt, daß die von Rennenkampf geführte Wilna-Armee — aus vier Armeekorps, zwei Reserve-Divisionen und fünf Kavallerie-Divisionen bestehend, im ganzen 210 000 Mann — ihre geretteten Kräfte, die wohl zahlreicher sind, als man zuerst angenommen hatte, in einer von den Festungen Kowno, Olita und Grodno geschützten Linie sammelte. Das gleiche tat die ursprünglich

unter den Befehl Samsonows gestellte Narew-Armee — die fünf Armeekorps und drei Kavallerie-Divisionen umfaßte, über 200 000 Mann — mit ihren nach der Schlacht bei Tannenberg geretteten Resten in der Linie Grodno-Ossowez-Bjelostok. Beide Armeen, die aus leicht zu erratenden Gründen nicht so verfolgt werden konnten, wie es die Heeresleitung gewiß gern gewollt und die zudem hinter schwer zu bezwingenden Festungen Sicherheit fanden, konnten sich jetzt sammeln und, soweit dies erforderlich war, neu ausrüsten, konnten ihre Verluste an Waffen und Munition aus den ungeheuren Vorräten in Kowno und Wilna decken und erhielten frische Mannschaften, aktive wie Reserven und Landwehr. Zu diesen frischen Kräften zählen das in Helsingfors stehende 22. Armeekorps und Teile des in Irkutsk stehenden 3. Sibirischen Korps.

Unsere Truppen dagegen waren in unaufhörlicher Bewegung und vermochten sich nur ganz gelegentlich etwas Ruhe zu gönnen, litten unter der schlechten Witterung der letzten Wochen, unter Anstrengungen und Entbehrungen. Es wäre daher nichts falscher, als zu glauben, daß wir nun mit Hurra und Hussa tief in Rußland einrückten, den Gegner vor uns hertreibend, bis wir uns in St. Petersburg und Warschau häuslich niederlassen könnten.

Trotz dieser monatelangen Kämpfe sind Mut, Entschlossenheit, Zähigkeit unserer braven Feldgrauen noch ebenso wie am ersten Tage. Das können wir hier draußen am besten beurteilen. Welche Anforderungen wurden beispielsweise an die Belagerungsmannschaften der kleinen, aber gut bewehrten und verteidigten russischen Festung Ossowez gestellt! Vier Tage und Nächte hindurch gab es keinen Schlaf in den von unaufhörlichen Regengüssen aufgeweichten Laufgräben und Geschützstellungen, fortwährend mußte aus unseren Mörsern und schweren Feldhaubitzen gebummert werden. Es handelte sich weniger um eine Bezwingung der Feste, als darum, den Gegner in seiner Truppenzusammenziehung zu stören, die unserige aber zu ermöglichen. Das schlechte, trübe Wetter, auf das so viele schimpften, war da ein guter Bundesgenosse, denn von den feindlichen Fesselballons, deren zwei wir herunterholten, war schlecht Ausguck zu halten, und der Dienst der feindlichen Flieger war auch gelähmt.

Trotz alledem schossen die Russen, die unter anderem zwei große Schiffsgeschütze hatten, sehr gut und brachten uns manche Verluste bei, setzten aber absichtlich auch ihre eigenen Dörfer durch Granaten in Brand, um unseren Truppen Unterkunft und Verpflegung zu erschweren. Die deutschen Truppen litten hier aber keinen Mangel, dafür sorgten unsere Proviantkolonnen und auch Requisitionen, wobei nach Erzählungen der Mannschaften, jedes Huhn, jedes Ei, jeder Sack Stroh usw. bezahlt wurden. Die Bauern hoben sofort als Zeichen der Friedfertigkeit ihre Arme hoch und baten pantomimisch, ihre Frauen und Kinder zu schonen, die mit gefalteten Händen niederfielen und versuchten die Uniformen zu küssen. Keinem wurde auch nur ein Haar gekrümmt, nichts genommen, nichts verwüstet, was die Bevölkerung gar nicht verstand. Viele sagten: „Wenn die Deutschen doch gewinnen möchten, dann wird's hier besser!"

Ließen unsere Leute nicht in ihrer Wachsamkeit nach, so auch nicht die Russen. Die Kompagnie des einen Reserve-Regiments war zum Essenempfang angetreten, da schlug eine Granate ein, die acht Mann das Leben kostete; ebenso viele wurden bei einem der Mörser getötet. Eines Abends luden Pioniere ihre Pontons bei Fackelschein ab, als eine Granate geflogen kam, worauf die Fackeln schleunigst ausgelöscht und ausgetreten werden mußten. In einer trüben, regnerischen Nacht aber zündeten die Pioniere ihre Fackeln wieder an und kümmerten sich nicht um das Geschieße. Das war, als unsere Belagerungsgeschütze an anderer Stelle gebraucht wurden. Sie wurden auf die Bahn verladen, ebenso die Mannschaften; schnell ging es ab, während die Granaten immer über die Waggons wegsausten, die Pioniere aber hinter dem im Dunkel verschwindenden Zuge den Bahnkörper und die Brücke sprengten.

In jüngster Zeit ist es auch bei Augustowo und Suwalki mit der unermüdlichen Division von Morgen zu blutigen, meistens Nachtkämpfen gekommen. Ein tapferes Stück vollführte ein bei einem ostpreußischen Feldartillerieregiment stehender Reservehauptmann. Stundenlang hatte er im Feuer gegen vier feindliche Batterien und Infanterie ausgehalten, da wird ihm gemeldet, daß nur noch drei Schuß vorhanden sind. Im selben Augenblick geht die russische Infanterie zum Sturm vor. Bis auf 200 Meter kommt sie heran,

dann werden die letzten drei Schrapnelladungen abgefeuert, die ihre Wirkung tun; hastig packt man die Verwundeten und Toten auf, im Galopp geht's ab, wobei nur ein Toter verloren wurde. Erst als man in Sicherheit war, bemerkte der Hauptmann, daß er selbst drei Schüsse erhalten hatte, von denen der eine durch die Kaiser Wilhelms-Medaille, die etwas ins Fleisch gedrungen war, abgeschwächt wurde. Trotz seiner Verletzungen tat der Brave noch drei Tage hindurch Dienst.

Bei Augustowo traten unsere Maschinengewehre in Tätigkeit. Die Russen wichen zurück. Unsere Infanterie mit dem Bajonett nach. Jenseits einer Brücke vor einer Scheune sehen sie etwa 30 Gegner stehen, dicht gedrängt. Man wundert sich, daß sie nicht die Hände erheben. Dann die schauerliche Entdeckung: alle waren tot, zusammengepreßt, einer noch den andern stützend, vom Hagel der Maschinengewehre getroffen! Das soll selbst für unsere an die Härten dieses Völkerringens gewöhnten Soldaten etwas Grauenvolles gewesen sein.

Im Gegensatz zu diesem Erlebnis stand ein anderes im gleichen Gefecht. Einige Dutzend Gefangene — wohl Polen — ergriffen ihre bereits hingeworfenen Gewehre und feuerten auf die, in deren Reihen sie gerade vorher noch gefochten hatten! Ich selbst sah kürzlich abends auf dem Bahnhof in Lyck, wie einige russische Verwundete sich in einen Zug Versprengter der Unseren einreihten und genau die Befehle des Unteroffiziers ausführten.

Wichtigste Dienste leisteten in der letzten Zeit auch wieder unsere Flieger und Autolenker; ihre Erlebnisse werden später Bücher füllen und in fesselndster Weise einen modernen Krieg beleuchten. Einer unserer Flieger bekam jenseits Suwalki auf einem kühnen Fluge einen Schuß in den rechten Fuß, er lenkte dann mit dem linken; seine Taube wies später 18 Kugelspuren auf.

Mit häufiger Lebensgefahr sind die Fahrten der freiwilligen Autoleutnants verknüpft, von denen mir einer dieser Tage erzählte, daß er in das Feuer einer stärkeren feindlichen Patrouille gekommen sei. Ein Schuß traf den Gummireifen des einen Rades, der sofort platzte und abflog, trotzdem legte der Wagen noch zwanzig Kilometer zurück. Dann fand sein Führer, daß acht Kugeln das Verdeck, zwei seinen Mantelkragen durchlöchert hatten.

Zwei Autolenker sind auch hier zum Eisernen Kreuz eingegeben, zwei Offiziere, die mit ihren Kraftwagen zur Überbringung wichtiger Nachrichten durch ein vom Feinde noch nicht gesäubertes Gebiet fuhren. Plötzlich stoßen sie auf einen russischen Bagagezug, dessen Begleitmannschaften sofort heftiges Feuer eröffnen. Einer der Offiziere wird erschossen, ein anderer, im bürgerlichen Berufe Professor, schwer verwundet. Die Autos rattern weiter, stoßen auf eine Truppenabteilung von uns, laden soviel Soldaten auf, wie möglich, selbst auf dem Verdeck, in rasender Fahrt geht es zurück, man hält die Kolonne auf, nach einer halben Stunde ist sie mit allen in deutscher Gefangenschaft.

XXIV.

Von neuem nach Rußland. — Flammenzeichen. Im ruſſiſchen Granatfeuer. — Das Ringen vor Wilkowiſchki.

Stallupönen, 9. Oktober.

Flammenzeichen zeigten uns geſtern abend den Weg nach Stallupönen. Drei Dörfer ſtanden in loderndor Glut, ſie lagen in etwa 15 Kilometer Entfernung auf ruſſiſchem Boden. Dem Geſchützdonner, den ich ſchon ſtundenlang vernahm, näherte ich mich mehr und mehr; ſechs Schuß die deutſchen, acht die ruſſiſchen Batterien, die unſeren dumpfer, drohender tönend, die feindlichen heller, auch ſchneller. Wiederholt vermiſchte ſich der Klang. Gelegentlich ſah man das Aufblitzen aus den Rohren, bald ganz kurz, bald ein längerer Feuerſtreifen. Es mußte hart hinter der Grenze gekämpft werden, wieder eins der zähen Artillerieduelle, an denen das Ringen mit dem ruſſiſchen Gegner ſo reich iſt.

Die Ruſſen verſuchten, wie ich ſchon kürzlich andeutete, in langer Linie, mit alten und neuen Kräften, die über den Njemen vordrangen, wieder in Oſtpreußen einzufallen. Mit aller Energie wurde das zurückgewieſen; es kam zu blutigen und für uns gut ausgefallenen Zuſammenſtößen bei Suwalki und Auguſtowo, durch die der Anprall des Gegners zum Stehen gebracht wurde. Die tapfere Diviſion des Generals von Morgen kämpfte im Rücken der Ruſſen, mußte ſich aber dann mit unſeren weiteren Truppen in der Front vereinen, da zu ſtarke ruſſiſche Maſſen ſich zeigten, die eine nördliche Umgehung vornehmen wollten.

Dadurch gewannen die Ruſſen bei Suwalki Luft und holten in der Richtung Wilkowiſchki-Wirballen zu einem neuen Stoße aus, um

die Straße Eydtkuhnen-Stallupönen zu erreichen. Dies mit zu verhindern, waren unsere Geschütze am gestrigen Abend in vollster Tätigkeit.

Durch die einsame Gegend ging's in flottem Trab. Gespenstisch leuchteten die Birken und Meterſteine längs der Chaussee auf. An verbrannten Gehöften vorüber, durch ausgestorbene Dörfer, nur selten ein erhelltes Fenster, durch kleine Tannenwaldungen, wieder verlassene Ortschaften, auf weißem, massigem Unterbau der dunkle viereckige Holzturm einer Kirche, über einzelne Brücken, an denen bejahrte Landwehrmänner mit hohem Tschako, von dem sich das helle Kreuz abhob, Wache hielten.

Der fast noch volle Mond trat allmählich hervor, auch die Sterne blinkten hernieder. Der rote Widerschein der in Brand gesteckten Dörfer breitete sich, an die nächtlichen Ausbrüche des Vesuv erinnernd, in langen, schmalen Streifen aus, drunter und drüber finstere Wolkenschichten; nun wurden sie auseinander gefegt, als ob auch sie von Granaten getroffen wären. Des Mondes Licht drang durch. Um uns tiefe Einsamkeit, nur das Klappern der flüchtigen Pferdehufe, das Dröhnen der Kanonen, die züngelnden Flammen, die hin und wieder höher aufleckten — — ein Nacht- und Kriegsbild von tief ergreifender Stimmung und tragischer Romantik.

Um die achte Stunde erreichten wir Stallupönen und bereiteten uns in einem verlassenen Bürgerhause Quartier. Es war bitter kalt, im Schlafsack konnte man nicht warm werden; wenn die Glieder vor Frost klappern, flieht auch der wohlverdienteste, ersehnteste Schlummer, den der grollende Geschützdonner sonst nicht gestört hätte. Gern begrüßte man zu früher Stunde die leuchtende Sonne, die nach regenschweren Tagen sich endlich den Sieg errungen hatte, gern nahm man auf dem offenen, leichten, für diese Fahrt von einem Landwehr-Kommando requirierten Wägelchen Platz, den meine beiden Kosakenpferde wie ein Spielzeug zogen. Es ging an die Front.

Dem gleichen Ziele strebten auch Infanterie und Artillerie zu, Munitions- und Bagagekolonnen, Lazarettautos und Feldpostgefährte; diese mit vielen Gäulen bespannt, von einem berittenen, bewaffneten Postillon begleitet. Auf den nahen Äckern Feldküchen

und -bäckereien, Sanitätskompagnien, einzelne Züge der Landwehr, die sich zum Marsche ordneten, nachdem sie die Nacht auf den Strohschichten in einzelnen Scheunen und halbzerstörten Gehöften zugebracht hatten. Patrouillen von Gendarmen und Ulanen hasteten vorüber. Ihnen folgten Radfahrer und Kraftwagen mit Generalstabsoffizieren, die Melder auf Motorrädern suchten sich ihren schmalen Pfad, alles drängte nach vorwärts. Dort deuteten graue Rauchschwaden neue Brände an, von dorther dröhnten immer näher die Geschütze; das Knarren der Maschinengewehre sowie knatternde Salven der Infanterie gesellten sich dazu. Und in reichster Gebelaune streute die Herbstsonne ihr Gold friedlich und freundlich aus, die falben Blätter der Eichen und Ulmen goldig durchleuchtend, und funkelnd das griechische Kreuz auf den grünen Kuppeln der russischen Kathedrale jenseits der deutschen Hälfte des Grenzortes Eydtkuhnen umspielend.

Langsam nur kam man durch die völlig zerstörte Stadt, da sich hier die einzelnen Kolonnen stauten, und ihnen in langer Reihe und schnellster Gangart leere Munitionswagen, auch kleinere Trupps Gefangener, die verwildert und ermattet aussahen, entgegenkamen. Hinter den letzten verbrannten Häusern jagten wir aufs Feld hinüber, mit einem Ruck über den Graben, daß der Wagen wie ein Schiff in erregter See schaukelte, und nun auf besserem Boden flott weiter. Inmitten all des kriegerischen Getriebes, zwischen Grabhügeln mit Helmen und Kreuzchen sowie halbausgewaschenen letzten Ruhestätten deutscher und russischer Kämpfer, von denen man schnell die Blicke abwandte, buddelten Bauern und Bäuerinnen Kartoffeln und weideten gescheckte Rinderherden.

Schlank ragen die Doppeltürme des stattlichen katholischen Gotteshauses von Wirballen auf, von denen der eine gestern einen merkbaren Granatgruß erhielt, weil die Russen oben einen Beobachtungsposten von uns vermutet hatten. Andere Granaten trafen den Markt, auf dem sich soeben ein Reservebataillon formiert hatte. Weiter geht es. Ein Zug Jäger ist nach rechts abgeschwenkt, es sind Freiwillige jenes ersten ostpreußischen Bataillons, das so herbe Verluste erlitten hat, frische, junge, kaum zwanzigjährige Jünglinge. Sie sind gerade ausgebildet, haben sich selbst ausgerüstet bis auf den

Dachs — in des Wortes richtiger Bedeutung — auf dem Rücken. Die Gesichter ernst, kein Sang und Klang, sie werden wahrscheinlich heute noch die Feuertaufe erhalten — da mögen die Gedanken voran- und zurückschweifen.

In einiger Entfernung vor uns in der klaren Luft die weißen, zarten Wölkchen von Schrapnells. Wir sind innerhalb der Gefechtszone.

Die Wagen müssen zurückbleiben, nahe einer Windmühle, um nicht die Aufmerksamkeit der Gegner auf sich zu lenken. Zu Fuß biegen wir nach rechts ab, wo sich eine weit auseinander gezogene Kompagnie kurze Erholung gönnt. Auch wir jetzt einzeln, in kurzer Entfernung, unser trefflicher militärischer Leiter und Begleiter stets voran, uns gelegentlich Zeichen gebend zum Halten oder zum Weiterwandern.

Über die hellgrün sprießende Wintersaat hinweg, Lerchen steigen auf, dann über ein mit russischen Uniformstücken, Briefschaften, Patronentaschen bedecktes Feld. Der Artilleriekampf ist in vollem Gange. Links und rechts dicht vor uns ballern unsere Batterien, Rauch, Blitz, Knall, das singende Geräusch der Granaten; Feldgeschütze und Haubitzen sind in vollster Tätigkeit. Verbindungsposten geben die Befehle rückwärts zu den Munitionswagen, etwa 2000 Meter entfernt.

Hinter einem Heuschober einige Protzen. Die Kanoniere warnen: „Wollen Sie weiter? — Dann Vorsicht! Die Kerls schießen auf jeden, den sie erspähen. Die Batterie links bekommt Feuer, das Gehöft vor uns gleichfalls."

Natürlich wollen wir weiter, zu jenem von Buschwerk umrahmten Gehöft ...

Es geht nun über freies, ein wenig erhöhtes Gelände. Nach einigen Minuten, etwa 300 Meter vor uns, eine kleine Dampfwolke am Boden. Eine russische Granate? Ach nein, wohl von einem unserer Geschütze herrührend. Man hatte auch nicht so genau aufgepaßt. Jetzt wieder solch eine verdächtige Wolke, eine dritte, eine vierte. Das sind doch russische Bewillkommnungen! Die fünfte Granate 150, die sechste 100 Meter vor uns. Gleich danach die siebente, nur 40 Meter unmittelbar seitlich neben mir einschlagend.

Ich höre das Sausen, das Geklatsch, das Ding gräbt sich ein, die schwarze Erde spritzt hoch auf. Das galt uns!

„Schnell in die Deckung! Ducken! Hinwerfen!" hört man rufen.

Vor uns in einer Senkung eine gut verborgene Batterie im Anschluß nach rechts in aufgeworfenen Gräben Infanterie.

„Sie können von Glück sagen, daß das Ding im Moorboden krepierte, sonst wären Sie geliefert gewesen," meinte ein Offizier, der die Wache über die zusammengekoppelten Pferde und die Protzen hat. Unterdessen singen die „Dinger" weiter über uns weg.

„Das geht auch bei uns auf die Nerven," sagte einer der Offiziere. „Drei Tage und Nächte liegen wir schon hier in den Gräben. Zu beißen und zu trinken gibt's wenig, die Nächte sind verflixt kalt. Und die Kerle, die Russen, funken fortwährend herüber, wenn man sich auch schon daran gewöhnt! Aber passieren kann doch stets was!"

Trotzdem waren die Soldaten sichtlich guter Stimmung in ihren aus Lehmwänden errichteten Stellungen. Die Gewehre waren teils schußfertig aufgelegt, teils pyramidenförmig zusammengestellt. Einzelne der braven Musketiere holten sich aus nahem geschützten Gebiet Kartoffeln, die dann schnell im Kessel über glimmerndem Feuer lagen, andere flickten ihre Sachen, wieder andere schrieben Briefe und Karten, einer blies auf der Mundharmonika. Und die Granaten sausten hin- und herüber.

Ganz traulich und beschaulich lag es sich auf dem Stroh eines der Offiziersunterstände, in den mich Bekannte zu einem Schluck Rotwein eingeladen hatten. Halb in die Erde eingegraben, bilden oben mit Erde belegte Bretter das von Baumstämmen getragene Dach; die Wände sind mit Stroh bedeckt, durch die schmale, niedrige Öffnung dringt das Licht. Vier Offiziere teilten sich in den winzigen Raum, in dem man sein Naturpolster als Sitz gebraucht.

Dort wurde erzählt und berichtet. „Wie sieht's in der Welt aus? Wir erfahren nichts. Wie stehen unsere Sachen in Frankreich, wie in Galizien, was macht die Flotte?" Und nachdem man alles ausgekramt hatte, die Gegenfrage: „Wie steht es bei euch?"

Man erfuhr allerhand Interessantes. So sollen die Russen japanische Geschütze mit japanischen Offizieren im Feuer haben.

Die russische Artillerie schießt sich sehr rasch und sicher ein — wir hatten es gemerkt! — und ihre Ausgucker sind sehr wachsam. Am Tage vorher wurde die Fahne des ersten Bataillons eines Reserveregiments von der Stelle, auf der wir uns befanden, zu einer anderen Kompagnie gebracht, die ein Gehöft des Dörfchens Rostkowszna besetzt hatte. Sofort funkten die Russen hinaus, eine Granate tötete drei und verwundete schwer ebensoviele der Begleitmannschaft, einer kam mit dem Schrecken davon; die Fahnenstange zersplitterte, auch das Tuch war durchlöchert. Daß die Russen auch angriffsmutig sind, bewies die letzte Nacht. Bis auf 130 Meter war feindliche Infanterie an diese Stellung hier herangekommen und sie war gerade im Begriff, die Drahthindernisse zu durchschneiden, da merkten unsere eingebuddelten Vorposten die nächtlichen Gäste. Sofort fiel das grelle Licht der Scheinwerfer auf sie und kräftiges Feuer scheuchte sie zurück. Auch die Geschichte zweier Infanterie-Vizefeldwebel wurde mir mitgeteilt. Sie hatten sich am vorgestrigen Tage mit Einbruch der Nacht entfernt, „um ein paar Russen zu greifen". Und sie kamen zurück mit zwanzig Stück, die — zwei erbeutete Maschinengewehre zogen.

Eine Ordonnanz brachte einen Brief. Unser Hauptmann öffnet ihn, entnimmt ihm ein hektographiertes Blatt und liest es. Die Augen aller leuchteten freudig. Der Inhalt lautete: „Soldaten des I. Reservekorps! Weitüberlegener Feind steht vor unsrer Front; er hat heute versucht, durch mächtige Angriffe unsere befestigten Linien zu durchbrechen. Ihr habt mit größter Tapferkeit diese mächtigen, mit großen Massen unternommenen Angriffe blutig abgeschlagen. Der Feind ist überall fluchtartig zurückgewichen und gräbt sich jetzt ein. Hunderte von toten und verwundeten Russen bedecken die Wahlstatt. Soldaten des I. Reservekorps, eine große Entscheidung bereitet sich vor! Bis dahin müssen wir unsere Stellungen behaupten, damit der vor uns stehende Feind hier gefesselt bleibt, und damit es ihm nicht gelinge, in barbarischer Weise die Provinz Ostpreußen ein zweites Mal zu verwüsten. Ich habe das feste Vertrauen zu euch, daß Ihr alle weiteren Angriffe des Feindes, sei es bei Tag oder Nacht, blutig abweisen werdet. Dann wird auch für uns bald die Stunde kommen, wo wir zusammen mit

anderen Teilen unserer Armee erneut zum Angriffe schreiten werden. Viel Feind, viel Ehr!

Gegeben zu Wierzbolowo in Rußland, 6. Oktober 1914.

Der kommandierende General von Below." —

Daran schließt sich die Mitteilung der Überweisung von Eisernen Kreuzen, und beglückwünschend konnte ich den Offizieren die Hände drücken.

Das Licht in der winzigen Türöffnung ward verdunkelt, unser militärischer Führer erschien. Er kannte den Hauptmann, der neben mir saß. Man erkundigte sich gegenseitig nach befreundeten Kameraden. Die Antworten waren kurz und doch so vielsagend: „Tot!" — „Tot!" — „Schwer verwundet!" — „Tot!" — „Schwer verwundet!" — „Tot!"

In dieser plötzlichen dumpfen, ernsten Stille hörte man die Flieger summen und das „Singen" der Granaten, das einem gar nicht mehr aufgefallen war. Dann wurde Abschied genommen, vielleicht für immer! —

Wir wollten noch die russischen Stellungen sehen und pirschten uns in einer Mulde, vorüber an einigen gestern erschossenen Pferden, zu einem Gehölz, durch das, wie die frisch abgeschlagenen Äste und zahlreichen Granatsplitter bewiesen, jüngst die Geschosse hindurchgesaust waren. Aus den ärmlichen, verlassenen Hütten des Dörfleins erblickten wir das Aufblitzen der russischen Batterien, sehen die weißen Kirchtürme von Wilkowischki, das einen starken Halt der feindlichen Stellung bildet und von uns beschossen ward. Auch hier warnen uns Soldaten: „Nehmen Sie sich nachher in acht! Auf jenen Hügeln da sind russische Scharfschützen verborgen, sie knallen auf jeden, den sie auf der dortigen Lichtung erspähen. Heute vormittag haben sie zwei von den Unserigen verwundet, die Wasser holten."

Da kamen auch schon wieder Granaten. Sechs feindliche Batterien feuerten, die eine hatte ein weiter links gelegenes Gehöft aufs Korn genommen. Der Schuß traf. Rauchwolken stiegen empor, Flammen züngelten ihnen nach.

Wir traten den Rückweg an. Flink ging es über jene Lichtung. Einige hundert Meter aber, als wir nichts Schlimmes mehr dachten,

pfiffen ein paar Kugeln dicht an uns vorüber. Dann nahm uns die Dämmerung in ihren Schutz auf. Nach mehr als einstündiger Wanderung erreichten wir die Mühle, wo die Wagen und Burschen uns erwarteten. Letztere sagten freudig: „Wir hatten nicht geglaubt, daß wir unsere Herren lebend wiedersehen würden! Das Granatfeuer konnten wir von hier beobachten, sahen, wie die Granaten dicht bei den Herren einschlugen, dann war nichts mehr zu entdecken!“ Rasch die Feldflasche mit Kognak und einige Bissen Kommißbrot — die einzige Äzung seit zehn Stunden.

Die Pferde trabten los. Blutrot im Osten stieg der Mond empor, während im Westen noch der feurige Widerschein der Sonne glühte. Grell flammte das vorhin zerschossene Gehöft, jenseits der Chaussee ein Dorf. Unweit der Mühle zerplatzten einige Schrapnells wie silbern blinkende Leuchtkugeln. Hoch oben das Surren eines Flugzeuges; wir wußten nicht, war es ein unsriges oder ein feindliches? Die Geschütze grollten weiter, das russische Feuer schien etwas nachzulassen. Unheimlich ragten die Mauern und Giebel ausgebrannter Häuser mit ihren leeren Fenstern auf. Man hüllte sich fester in den Mantel und tiefer hielten die Gedanken Einkehr!

XXV.

Durch die Romintener Heide. — Im äußersten Schützengraben. — Der Kriegsofen.

Szittkehmen, 15. Oktober.

Im dichten Nebel fuhr ich gestern früh von Goldap durch den Wald. Aus dem dunstigen, grauen Meer tauchten gelegentlich Ulanenpatrouillen auf; man bemerkte nur die Umrisse der Doppelposten, die zersprengte, schnell wiederhergestellte Brücken sowie Wegkreuzungen bewachten. Gespenstisch lösten sich aus den wogenden Nebelmassen hier und da die Ruinen verbrannter Gebäude los. In den Dörfern starke Infanteriebesatzungen, und je weiter man kam, desto zahlreichere Fuhrparks, Munitions- und Proviantkolonnen auf den der Chaussee benachbarten Feldern, auf denen bei der feuchten Witterung die Kochfeuer recht unlustig schwelten. Leere Biwakplätze berichteten von größeren Truppenmassen, russischen wie deutschen, und verschiedenerlei Überreste von mannigfachen Verteidigungsstellungen, zerrissenen Drahthindernissen, zerstörten Häusern, erzählen vom Rückzug der Russen, die hier, neben den thüringischen Jägern, hauptsächlich von den Sachsen — Dresdner Gardereitern, Bornaer Karabiniers, Oschatzer Ulanen, Königsbrücker Artilleristen, Pirnaer Pionieren und einer Leipziger Maschinengewehr-Abteilung — aus Goldap, wo sich die Fremdlinge vom 18. August bis 14. September recht häuslich niedergelassen hatten, mit Hallo und Hurra vertrieben worden waren.

Und nun wollten diese unbeliebten Gäste zurückkehren! Um ihnen ein „Heißes Willkommen" zu bereiten, grollten während der letzten Tage und oft auch während der Nächte unsere Geschütze. Aber auch unsere Kavallerie und Infanterie war zum gebührenden Empfange bereit. An dieser Stelle der Grenze waren unsere

Truppen noch nicht in feindliches Gebiet, das hier keine strategische Wichtigkeit für uns hat, eingedrungen; man beschränkte sich, nachdem man mit kräftigem, von den Geschossen unterstützten Hurra die teuren Nachbarn hinausgebracht hatte, auf die Verteidigung, die bei dem wechselnden Gelände und der großen Ausdehnung mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden war.

Die Russen hinwiederum versuchen hier immer von neuem einen Durchbruch, wie sie dies kürzlich bei Lyck mit vorübergehendem Erfolge getan und wie sie es gern von Wilkowischki aus über Wirballen nach Eydtkuhnen, Stallupönen, Gumbinnen und von Schirwindt aus über Pillkallen nach Insterburg unternommen hätten. Sie begegneten hier energischem Widerstand und verloren dieser Tage bei Schirwindt 24 Geschütze — unter denen sich zwei Vorderlader befanden! —, wie man auch bei den gleichzeitig gemachten 3000 Gefangenen noch Gewehre alter Systeme fand. Jener rechte russische Flügel soll in rückwärtiger Bewegung sein, ihr dürfte bald der deutsche Vorstoß folgen, falls er nicht unterdessen schon unternommen worden ist.

Der linke russische Flügel dehnt sich jenseits der Romintener Heide aus, durch deren dicht zusammenstehende, hochragende Tannen die ersten Sonnenstrahlen huschten, als gestern vormittag mein Gefährt durch das Eingangsgatter des Kaiserlichen Wildparks fuhr. Sperrangelweit stand dieser Eingang neben dem Hegerhäuschen auf, ein Teil der anderen hölzernen Gehege war zerschlagen oder umgeworfen. Vom Forstpersonal, vom Wild nichts zu sehen. Die russischen Offiziere hatten gern die Gelegenheit ergriffen, auf die Jagd zu gehen, manch kapitaler Hirsch, manch Rehbock und zottiger Keiler mag ihren Kugeln zum Opfer gefallen sein. Und ihrem Beispiele folgten viele der nicht geflohenen Einwohner der Heidedörfer; die Wilddieberei stand in Blüte, hatten sich doch die meisten Förster, denen bekanntlich die Russen am wenigsten trauten, nach denen sie überall sofort fahndeten, in Sicherheit bringen müssen. Das Jagdschloß des Kaisers blieb unversehrt; nur einzelne Sächelchen wurden als „Erinnerungen" mitgenommen. Diese Schonung war wohl vom Oberkommandierenden Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch angeordnet worden; „wie ich dir, so du mir" mochte er denken und

sich auf die wandelbare Gunst des Kriegsglücks und auf die Kaiserlichen Jagdgebiete im anstoßenden Polen besinnen.

Auch der in seinen oberen Teilen im norwegischen Holzstil — ähnlich wie das Jagdschloß — ausgeführte stattliche Bau des Johanniter-Hospitals, an dessen Balkon die große Flagge mit dem geschweiften spitzen Kreuz herniederhängt, wies in seinem Äußeren keinerlei Beschädigungen auf. Es reichte wohl für die Verwundeten und Erkrankten nicht aus, denn auch etliche Häuser des sich anschließenden Dorfes Szittkehmen zeigten die Fahne mit dem Genfer Abzeichen. Der von seinen Bewohnern fast ganz verlassene Ort war von den Russen gehörig heimgesucht worden. Mehrere Brandstellen, zerschlagene Läden, geplünderte Wohnungen, alles drunter und drüber, alles in kaum erdenkbarer Verwüstung. Aber unsere Soldaten machten, so gut es ging, Ordnung, vernagelten die zertrümmerten Türen, verklebten die Löcher der Fenster, entfernten die Schmutzgebirge, entwickelten mit Schrubber und Wasser, mit Besen und Schippe umfassendste Hausfrauenkenntnisse. Offiziere und Mannschaften quartierten sich ein, Infanteristen und Artilleristen, Jäger zu Pferde, Pioniere, Kürassiere, Ulanen. Die Scheunen wurden für die Pferde bestimmt, die nötigen Wagen auf den Höfen untergebracht, in trefflicher Kameradschaft fügte sich einer zum andern. Denn wenn in den Stübchen auch gar kein Plätzchen mehr frei war, so wurde mit einer wahren Kunst der Raumausnutzung ermöglicht, daß sich doch noch dieser und jener Soldat zum Schlummer ausstrecken konnte.

Häufig genug ward und wird dieser Schlaf gestört. Die Russen lieben die Nachtangriffe, denn „Pruß schießt gut, zu gut", namentlich am Tage! Erst in der vergangenen Nacht hatten sie einen Vorstoß auf Szittkehmen unternommen, aber unsere Leute in den vordersten Schützengräben hatten gut aufgepaßt, die Scheinwerfer spielten, Gewehre und Geschütze knatterten und bummerten los, die aufdringlichen Nachtvögel wurden schnell zurückgescheucht.

Zu jenen äußersten Schützengräben führte mich gestern von dem genannten Dorfe aus mein Weg, der noch ein paar Kilometer weit mit dem Wagen zurückgelegt werden konnte. Dann mußte er in der Deckung eines Gehöftes verbleiben, denn die Chaussee führte direkt

zur nahen Grenze, weshalb es nicht ratsam war, sie zu benutzen, da sie den Gegnern ein zu sicheres Schußziel bot.

Also über den Sturzacker, von dem aus man in einer Mulde die Protzen und Pferde einer unserer weiter rechts befindlichen und gelegentlich feuernden Batterien bemerkte. Im Schutze eines nach vorn führenden Grabens pirschte man sich weiter vor und erreichte so den äußersten Schützengraben, der diesmal seinen Namen wirklich verdiente, da in ihm die Jäger des 2. Bataillons Wache hielten. Ruhige, entschlossene, jede Sekunde zum Kampf bereite Menschen, wie auch ihr blondbärtiger Offizier mit den aus der Greifswalder Studienzeit herrührenden Schmissen. Die Grün-, nein, auch die Grauröcke hatten schon manch Gefecht mitgemacht und sich wiederholt blutig mit dem Gegner da drüben gemessen, zweimal bei Gumbinnen, dann in Rußland selber.

„Da drüben" war etwa 2000 Meter entfernt. Durch das Glas erkannte man deutlich die russischen Schützengräben, sah einzelne der Leute, unterschied genau einen marschierenden Zug. „Vorsicht! Vorsicht!" mahnte der Offizier, als ich, um besser sehen zu können, den Kopf etwas zu hoch aufreckte. „Die Kerls funken sofort herüber, wenn sie nur das geringste erspähen. Auch von jener entfernten russischen Batterie rechts, in der sich neben Feldgeschützen ein weittragendes Schiffsgeschütz befindet, das sie wohl aus Ossowez geholt haben. Sehen Sie — Achtung aber — dort drüben die Löcher, da, vierzig Meter weit vor uns, die rissen gestern einige Granaten, andere zersprangen hinter uns, da, bei jenem Gehöft — in und bei den Trichtern liegen die Stücke herum. Wir sind bis jetzt gut weggekommen, auch unsere Kavallerie, die mit unserer Infanterie die Grenzwacht hält, und die sich gleichfalls weiter rechts famos eingebuddelt hat."

Auch dieser Schützengraben hier war sorgsam ausgehoben, der weiße Sand gab ihm ein merkwürdig sauberes Aussehen. Über einen Meter tief ließ er gerade soviel Raum, daß man sich aneinander vorbeiquetschen konnte. Die schluchtartige Ausbuchtung einer kleinen Erhöhung hinter ihm ermöglichte der übrigen Mannschaft das nicht gar zu sehr zusammengepreßte Verweilen, die Büchsen waren zusammengestellt, zwei Kochlöcher zeigten, daß man sich hier

mal ein paar Kartoffeln rösten und eine Erbssuppe bereiten konnte. Jetzt aber standen die Jäger zusammen, lasen eifrig die ihnen von unserem sorgsamen militärischen Führer mitgebrachten Zeitungen und freuten sich der an sie verteilten Liebesgaben.

„Die Russen da drüben haben's sicher nicht so gut," meinte der Jägeroffizier, der an der frohen Überraschung seiner Leute ob der willkommenen Heimatsgrüße teilnahm. „Vorgestern, in der Dämmerung, fanden sich hier 16 Überläufer ein, gestern sogar 60, mit zwei Offizieren. Der Hunger trieb sie zu uns; sie erzählten, daß sie vier Tage nichts zu essen erhalten hätten, sie müßten sich mit den Kohlrüben auf den Feldern begnügen. Die grundlosen Wege, in denen auch ein zweites Schiffsgeschütz stecken geblieben und schußunbrauchbar geworden war, verhindern jegliche Zufuhr. Ich glaube, da kommen schon wieder neue Hungerleider."

Von rechts nahten in geduckter Haltung etwa ein Dutzend vermummter Gestalten, aber sie entpuppten sich zur allgemeinen Heiterkeit — man ist für die geringste Abwechslung dankbar — als unsere Pioniere, die, in ihre Zeltdecken gehüllt, von Schanzarbeiten zurückkehrten. Verschiedene unserer Batterien sollen weiter vorgeschoben werden; man will den Russen etwas einheizen, damit sie nicht so frieren; denn man konnte gerade jetzt sehen, wie aus dem letzten feindlichen Graben verschiedene der Leute sich loslösten und eine Art Indianertanz aufführten, sichtlich, um sich zu erwärmen.

„Das geht Abend für Abend so," meinte der Offizier, das Fernglas sinken lassend. „Wir könnten ja losknallen, würden aber unsere Stellung verraten. Und darum heben wir uns unser Pulver lieber auf, hoffentlich blasen bald die Hörner ein frohes Halali zur Jagd, aber zur Jagd über die Grenze nach Rußland hinein!" — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am gleichen Abend saßen wir zusammen. Nicht „auf die Postille gebückt", wie's in dem herrlichen Liede heißt — was hatte ich mir alles unter jener „Postille" vorgestellt, als ich recht jung die erbauliche Dichtung lernen mußte — wohl aber „zur Seite des wärmenden Ofens". Fabelhaft ist, was solch' ein Kriegsofen alles vertragen kann, genau wie ein Kriegsmagen, oder noch mehr! Freilich muß man ihn haben, ich meine den Ofen. Wir hatten ihn, so einen von

echter und rechter ostpreußischer Beschaffenheit, dessen Gefährten in den in Brand gesteckten Häusern all der Ortschaften ringsum die tollste Feuersglut überstanden, sie allein mit ihren weißen oder bunten, festgefügten Kacheln inmitten der geschwärzten Mauern noch an die einstige friedliche Behaglichkeit erinnernd.

Was war alles in unseren Ofen schon hineingewandert an diesem Abend, an dem wir durchfroren und ausgehungert von den Schützengräben zurückgekehrt. Jeder andere Ofen hätte sich empört, hätte gespuckt und gezischt, gefaucht und gekracht, schließlich mit passivem Widerstand die Annahme der Zufuhr verweigert. Unser Ofen nahm alles mit freundlicher Bereitwilligkeit entgegen, ob es zermürbte Stiefel waren, russische Rucksäcke, Patronentaschen und -Gürtel, Gewehrkolben, Kleiderbügel, Bilderrahmen, oder von den Feinden kurz vorher zertrümmerte Stühle und Türen, oder einzelne Teile eines Kleiderschranks. „Immer noch mehr, meine Herrschaften, nur keine Schüchternheit" schienen die knisternden Flammen zu sagen und ihre Bitten fanden willig Gehör.

Nach dem Kriegsofen kam der Kriegsmagen dran. Der hat auch seine Eigentümlichkeiten. Er kann sich außerordentlich beherrschen mit dem bescheidenen Vorwand: „Ich muß nicht von allem haben" — nämlich wenn nichts da ist! Er kann aber auch ein sehr einnehmendes Wesen zeigen, verbunden mit bewundernswerter Vorurteilslosigkeit, falls Küchenmeister Schmalhans vorübergehend entlassen wurde und man seines nur verachtungsvoll gedachte. Dann verbinden sich in enger Verwandtschaft die sonst feindlichsten Mächte: Sardinen mit Pfefferkuchen, Knackwürste mit Pflaumenmuß auf Kommißbrot, kaltes Hammelfleisch mit Orangenmarmelade, harte Eier mit Tilsiter Käse und so tutti-frutti weiter. Notabene, wenn man's hat. Sein „Wohl bekomm's!" gibt dazu der „Ostpreußische Maitrank", dessen wohliger Duft schon versöhnend auf die verschiedenartigen Mageninsassen wirkt. Vermischt sich mit ihm noch jener der blauen Wölkchen der Zigarren und Zigaretten, so ist der Gipfel der Behaglichkeit erklommen, und man kümmert sich nicht um die nächste Stunde, die vielleicht schon Alarm bringt mit dem hinaus in die stürmische, regenschwere Oktobernacht, ach, so häufig mit einem Abschied für immer!

Auch wir kümmerten uns nicht darum, und dachten auch noch nicht die uns bereits wohlbekannte Bequemlichkeit des Strohlagers zu versuchen, das in der einen Ecke des Zimmers und in einer benachbarten Kammer für uns aufgeschüttet lag. In einem liebevoll gereinigten Kochtopf von sonst fragwürdiger Beschaffenheit war der Grog bereitet und in die merkwürdigsten Behälter, unter denen ein Rasierbecken aus Aluminium das beneidetste, weil größte war, unter feierlicher Stille hineingegossen worden. Der erste Schluck, er galt den Lieben daheim, der zweite den Kameraden da draußen! —

Und dann schwirrte das Gespräch bunt und wechselnd durcheinander. Der Anknüpfungen wie Anregungen gab es genug; stammten doch Offiziere und Ärzte, mit denen ich zusammensaß, nicht nur aus den verschiedensten Gauen unseres Vaterlandes, sondern sie waren auch aus fernen Weltteilen herbeigeeilt, um die Heimat zu schützen, um den Verwundeten die Leiden zu lindern, sie zu pflegen und zu hegen. Jener großgewachsene, stark gebräunte Artillerie-Hauptmann mit dem Eisernen Kreuz im Knopfloch hatte vor elf Wochen Mexiko verlassen; der Präsident hatte ihm jegliche Summe zur Verfügung gestellt, auch mit einem entsprechenden Paß versehen, so daß er den das Schiff durchsuchenden Engländern entgangen war. Auf demselben Dampfer war mit ihm ein Spanier gefahren, mit kurz geschnittenem schwarzen Haar und gewirbeltem schwarzen Schnurrbart; auch dessen Paß war von den teuren englischen Vettern in Ordnung befunden worden. In der Uniform eines ostpreußischen Fußartillerie-Regiments saß der „Spanier" jetzt neben dem Hauptmann, Haar und Bart bekamen allmählich ihre blonde Farbe zurück, schimmerten nur noch etwas rötlich! Beide hatten sich schon in Königsberg getroffen; es war ein überraschendes Wiedersehen gewesen. Der „Spanier" war in Rotterdam gelandet, ward als Spion an der preußischen Grenze verhaftet und wurde erst auf das Telegramm eines in Berlin als General wohnenden nahen Verwandten freigelassen.

„Auch ich hatte mich auf dem von mir benutzten holländischen Dampfer als Spanier ausgegeben," erzählte der Unterarzt, dessen Uniform noch sehr neu war, an dessen Schläfen sich aber schon graue Streifen zeigten. „War gerade seit drei Monaten in Brasilien, als

ich unsere Mobilmachung vernahm und alles in Stich ließ. Mein ganzes Gepäck ging mit einem Flußdampfer unter. Mit meinem Spanischen haperte es sehr, ich lernte heimlich in meiner Kabine wie wütend drauf los, um doch etwas zu können. Verkehrte an Bord nur mit einem befreundeten deutschen Professor, den der gleiche Grund wie mich zur Rückkehr veranlaßt. Wir sprachen nur ganz verstohlen miteinander. Mit uns fuhren wohl an achtzig Landsleute, die Mehrzahl hielt sich abgesondert. Da war nämlich an Bord auch ein „Figaro"-Redakteur oder Mitarbeiter, der sich seine Notizen über die Passagiere machte. Warum, sollten wir bald erfahren. Bei Malaga nahte ein französisches Kriegsschiff und sandte ein Boot ab; der Franzose gab seine Liste ab, alle wurden mitgenommen bis auf den Professor und mich. Nachher, als die Luft rein war, denn auch der „Figaro"-Mann war verduftet, tauchten noch zwei deutsche Reserve-Offiziere auf; sie hatten sich sofort zum Küchenpersonal begeben, sich dort für gutes Geld schlechte Anzüge und Schürzen gepumpt und tüchtig im Verein mit Mulatten und heimatlosen Gesellen Kartoffeln geschält, als die Durchsuchung stattfand. Man kümmerte sich nicht um sie. Wir landeten in Barcelona, fragten den Hotelportier französisch nach Zimmern, der antwortete deutsch, da lächelten wir alle verständnisvoll und legten unser Fremdentum ab! Ein italienisches Schiff brachte uns nach Genua, von dort gings eiligst durch die Schweiz zur Heimat." —

Dann kam man natürlich auf Feldzugserlebnisse zu sprechen. „Einen feinen Fang machten wir in Rußland bei Ropziowo," erzählte ein jüngerer Ulanenoffizier. „Ich folgte mit meinem Zuge den Russen auf dem Fuß, ein Auto wollte an uns vorbeiflitzen. Wir stellten uns direkt über den Weg, die Gewehre in Anschlag. Da bremsten die Kerls. Aus dem Innern des Wagens flucht ein Russe, der noch keine Ahnung hatte, daß wir so nahe waren. Ich öffne, ein Herr im Pelz schreit mich an, da sieht er die Gewehre meiner Leute. Ganz gebrochen knickt er in sich zusammen; er hatte Grund, denn eine zu seinen Füßen stehende Kassette enthielt 75 000 Rubel Kriegsgelder."

„Ja, man muß Glück haben und fix sein," meinte der mit dem Eisernen Kreuz geschmückte, hochgewachsene, in seinem ganzen

Wesen Ernst und Energie ausdrückende Offizier-Stellvertreter, sonst wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Berliner Völker-Museum. Ich hatte den Befehl erhalten, in Mariampol, also auch auf russischem Boden, mich nach den außerhalb der Stadt gelegenen Kasernen zu erkundigen, ob sie für unsere nachfolgenden Truppen brauchbar wären und wie viel Mann sie aufnehmen könnten. Gerade waren die Russen nach Kowno abgezogen. Mir und einem Oberleutnant hatte der General, dem ich als Dolmetscher diente, denn ich bin in Rußland geboren und erzogen worden, ein Auto zur Verfügung gestellt. Als wir es verlassen, seh ich in einiger Entfernung einen langen russischen Munitionszug mit Begleitmannschaft. Gleichzeitig bemerkte ich einen Trupp unserer Radfahrer. Ich nehme sechs mit, die sich freiwillig melden, und los gings auf die Russen. „Hände hoch!" rufe ich auf russisch. Die Mehrzahl folgt, einige aber schießen und werden erschossen. Wir hatten binnen wenigen Minuten 24, zum größten Teil gefüllte Munitionswagen erbeutet und 30 Gefangene gemacht!" —

„Na, Löwentöter, nu schießen Sie doch auch mal los," rief Graf S. von den Jägern zu Pferde. „Haben gewiß auch was Feines auf der Pfanne, doch nicht umsonst das Eiserne bekommen!"

„Löwentöter" wurde ein dürrer, nicht mehr junger, kleiner Leutnant genannt, Privatdozent an einer deutschen Universität, der während der letzten Jahre verschiedene Ausgrabungen im oberen Ägypten gemacht und im Kameradenkreise wiederholt von seinen Zusammenstößen mit den Wüstenkönigen berichtet hatte. Harmlos bis in die Fingerspitzen, von freundlicher Bescheidenheit und steter Hilfsbereitschaft, merkte er nie, daß er gelegentlich aufgezogen ward, und man ihn immer wieder veranlaßte, seine oft recht romantischen afrikanischen Erlebnisse zum besten zu geben.

Mit seiner hellen jungenhaften Stimme begann er: „Gern, Herr Graf, gern, meine Herren. Ich muß allerdings etwas ausholen."

„Ägypten, Sudan, hoffen wir wenigstens, lieber Leser", warf Graf S. dazwischen.

„Ganz recht, im Sudan war's", meinte mit behaglichem Lächeln der Erzähler. „Also wir tuddelten da zwischen dem zweiten und dritten Katarakt, mein Freund Georg Steindorff aus Leipzig, der

bekannte Gelehrte und ich. Mußten unsere Dahabige mit ein paar Engländern teilen, ganz nette Gentlemen."

„Deutsch sprechen!" brummte einer. „Ja, gewiß", sagte „Löwentöter" und wurde sehr rot. „Pardon, ich meine Verzeihung, mit ganz guten Kerls. Nur hatte einer, Professor Hutkins, seine Frau mit, gerade kein ideales Geschöpf, weder äußerlich noch innerlich. Spionierte überall umher, stiftete nichts wie Unfrieden, verlangte, daß wir zum Diner, ich meine Hauptessen, schwarz kämen, und da sie strengste Temperenzlerin war, durften wir in ihrer Gegenwart nichts trinken, als Selter oder höchstens das süße Ginger-Bier. Mein Freund Steindorff und ich hatten uns aber zum Weihnachtsfest ein paar Flaschen Burgunder und zwei Burgeff kommen lassen, aus Luksor. Als wir am Heiligabend die Kiste suchten, war sie nicht zu finden, Frau Hutkins hatte sie versteckt."

Unter den Zuhörern machte sich ein entschieden mißbilligendes Knurren und Murren bemerkbar. „Rache!" schnaubte jemand mit tiefen Kehllauten.

„Ja, Rache schworen auch wir," erzählte „Löwentöter", durch den Zuruf sichtlich ermuntert, weiter. „Als Frau Hutkins an einem der nächsten Abende am Nil saß — —"

„Da kam ein Krokodil, Kro—ko—dil," sang eine etwas heisere Stimme.

„Nein, kein Krokodil," sagte „Löwentöter" erhobenen Tones, „ein Löwe kam, und der Löwe war ich!"

Aus einer Ecke ließ sich ein entsetzliches Löwengebrüll vernehmen.

„Ja," rief der dürre, kleine Leutnant und strich sich kühn mit der Rechten durch die nur noch schüchtern vorhandenen blonden Haare, „so brüllte ich durch eine Pappröhre! Ich hatte mich auf einer kleinen Insel verborgen, Steindorff hatte vorher Platzpatronen in die Gewehre getan; als dann die Engländer losknallten, lachte ich vergnügt in die Baumwollstauden hinein!" —

„Bravo!" — „Famos!" — „Sehr gut!" — „Weiter!" hieß es.

„Löwentöter" massierte seine Stirnhaut, daß die sonst sorgsam gescheitelten Haare entsetzt emporstanden. „Weiter, ja weiter ging's so mit Zwischenräumen von drei, vier Abenden. Nach zwei Wochen war Misses, war Frau Hutkins nach Kairo abgedampft!" —

„Glänzend!" — „Ausgezeichnet!" — „Und der Burgunder und Burgeff?"

„Den haben wir nachher ausgetrunken!"

„Und dafür im voraus das „Eiserne?" erkundigte sich liebevoll Graf S.

Seine Frage ging in einem schnellen, mehrfachen Räuspern unter.

„Löwentöter" hatte nur das Wort „Eiserne" aufgefangen. „Ja, richtig," meinte er, „ich war etwas abgekommen." „Das ‚Eiserne' verdanke ich eben nur der Gabe, gut Tierstimmen nachahmen zu können, besonders einem Aufenthalt in Anatolien. Neulich hatte ich eine Patrouille zu führen; nach der Entsetzung von Lyck war's, vor Grajewo. Es war zehn Uhr abends, mit mir drei Leute. Wir wollten sehen, ob der Wald besetzt war, vor dem sich Schützengräben entlangzogen. Schleichen uns hin, da sehe ich in einiger Entfernung so an acht russische Kavalleristen, die ihre Pferde dicht zusammengestellt haben. Na wartet, euch werde ich schon kriegen, meinte ich. Wir lagen lang auf dem Boden, meinen Leuten hatte ich zugeflüstert, sofort aufzuspringen, wenn ich aufspränge, und mir zu folgen. Ich legte die Hände vor dem Mund zusammen und heulte wie eine Herde Wölfe in einem einzigen Ton. Die Pferde rasten weg; wir los und die Kerls, die selbst vor Angst klapperten, gefangen genommen. Der Wald war leer, sonst hätten sie ja gefeuert."

„Heulen Sie doch mal wie'n Wolf," bat schmeichelnd Graf S.

Der Hauptmann mischte sich ein: „Ich glaube, wir haben unsern liebenswürdigen Kameraden schon genug angestrengt und danken ihm sehr für seine fesselnde Erzählung!"

Allgemeines Händeklatschen wie im Theater, mehrere Bravos.

Der kleine, dürre Offizier war von der Pferdedecke, auf der er wie ein Türke gesessen, aufgesprungen, hatte sich in möglichst dienstlicher Haltung zum Häuptling verbeugt, den anderen Herren mit einer gewissen freundlichen Feierlichkeit zugenickt. Mit plötzlich erwachtem Selbstbewußtsein ließ er sich wieder nieder und suchte mit beiden Händen die zerwühlten Haare in Ordnung zu bringen; er genoß still den gehabten Triumph.

„Wie man Gefangene macht, kann auch ich berichten," meinte leichthin nach einer kleinen Pause ein Oberarzt, noch sehr jugendlich

aussehend, aber seit Jahren in Berlin zu den angesehensten Kinderärzten zählend. „Allerdings begegnete es nicht mir, sondern einem Kollegen. Der suchte mit Sanitätsleuten nach einem Gefecht bei Kibarty das Kampffeld nach Verwundeten ab. Der Abend war schon hereingebrochen. Mit einem Mal tauchten aus einem Gehölz einige Dutzend Russen auf, voran ein Offizier. Mein Kollege denkt, na, nun ist Matthäi am letzten! Die Russen kommen heran, bleiben stehen, der Offizier auch. Etwas ungemütliche Lage für den Kollegen. Der räuspert sich, der Offizier auch. Der Kollege sieht sich schon im Geist in Sibirien. Der Offizier unterbricht das beklemmende Schweigen, in recht gutem Deutsch nachdrücklich sprechend: „Mein Herr, wenn Sie uns jetzt nicht endlich gefangen nehmen, dann passiert was!" — —

„Ja, ja, der Krieg, der Krieg," begann ein anderer Arzt, „die allerseltsamsten Sachen können einem da begegnen. Man bringt dieser Tage einen unserer Musketiere zu mir, der auf dem letzten Marsch schlapp geworden war." „Verwundet gewesen?" frage ich ihn. — „Zu Befehl!" — „Geheilt?" — „Zu Befehl!" — „Was war's?" — „Lungenschuß." — „Operiert?" — „Nein!" — „Wo ist die Kugel?" — „Hier," und er entnahm sie einem Geldbeutel. — „Ja," versetzte er, als ich ihn erstaunt anblickte, „ich hustete so, und da flog die Kugel aus dem Mund heraus!" —

„Doktor, Doktor," ließen sich einige Stimmen warnend vernehmen.

„Bitte, wenn Sie's nicht glauben, hier ist die Kugel!" Er kramte in den Taschen herum und holte einen beträchtlichen Granatsprengteil hervor. „Ach so, ja, die Kugel wollte ja der Mann behalten."

„Vielleicht hat er sie wieder 'runtergeschluckt?" fragte jemand möglichst harmlos.

„Misericordia!" seufzte einer. Ein anderer wälzte sich stöhnend auf seinem Heubündel. Man hörte das Knacken eines Revolvers: „Noch so 'ne Geschichte, er oder ich!"

„Meine Herren," sagte der Hauptmann mit seltsam ermatteter Stimme, „ich glaube, jetzt ist's Zeit, schlafen zu gehen!"

XXVI.

Die Kämpfe bei Marggrabowa. — In dreifachem feindlichen Feuer. — Tagesschluß.

Marggrabowa, 18. Oktober.

„Wir treten vor Gott, den Gerechten" — so klang heute früh der fromme Gesang aus dem Kirchlein auf dem weiten, von zahllosen Kolonnenwagen besetzten Marktplatz. Dasselbe Lied, das ich einst bei der unvergeßlichen Kriegsfeier am Bismarckdenkmal in Berlin vernahm, dasselbe, das ich von unseren Truppen in Wilkowischki gehört! Gestern aber mischte sich in die ernsten Klänge die donnernde Sprache der Geschütze, welche die ganze Nacht hindurch nicht geschwiegen hatten. Die Russen, die vier Wochen hier waren, wollten mit starken Kräften einen energischen Vorstoß in dieser Richtung unternehmen; diesen galt es zurückzuschlagen und den Feind aus seinen sehr guten und trefflich befestigten Stellungen zu verdrängen.

Wie fest dieselben waren, konnte ich während meiner Fahrt zur Front beobachten. Seitwärts der Chaussee, die zu der etwa 12 Kilometer entfernten russischen Grenze führt, war eine große Anzahl russischer Unterstände und Schützengräben ausgehoben worden. Letztere häufig drei-, vier-, fünffach hintereinander, ja, an einzelnen Stellen zehn- und zwölffach! Meist sich an Bodenerhebungen hinziehend, aber terrassenförmig angelegt, waren diese Gräben einen Meter tief, innen mit Strohschichten versehen, oben zum Teil mit Türen, Balken, Stämmen usw. bedeckt, all das wiederum mit Erde, Tannenzweigen, dürrem Laub bestreut. Unsere Artillerie jedoch hatte hier energisch aufgeräumt, das bewiesen die klaffenden Löcher, und unsere Infanterie war dann energisch vorgedrungen. Von

diesem Kampf zeugte mancherlei längs des Weges, auch das Gerippe eines in Brand gesetzten Autos, das sich an einem Baume festgefahren hatte. Vor, neben, hinter meinem Gefährt die häufig trabenden, sechsspännigen Munitionswagen der Artillerie, die Mannschaften vergnügt ihre Pfeife schmauchend oder den Morgenimbiß, meist aus einem dicken Stück Kommißbrot und einem beträchtlich kleineren Stück Wurst bestehend, mit sichtlichem Behagen einnehmend. Und mit ihnen, gleichfalls im Trab, viele Sanitätswagen; das deutete den Ernst der Lage an! —

Den Mittelpunkt der feindlichen Stellung bildete das in der Hälfte der ersten angegebenen Entfernung liegende Dorf Wielitzken, das gestern von den Unsrigen konzentrisch angegriffen worden war. Man hatte es schließlich im Sturm genommen. Tote Russen, Verwundete von uns, Brandstellen, Verheerungen der Granaten, von denen glücklicherweise das malerische Kirchlein mit seinem stumpfen, braunen Holzturm — eins der ältesten Gotteshäuser Ostpreußens — verschont geblieben war. Einzelne Bewohner suchten in den grauenhaft verwüsteten Häusern noch zu retten, was zu retten war — herzlich wenig, denn die russischen Truppen hatten ja hier mehrere Tage gelegen. Ganz sinn- und zwecklos wurde dies und jenes fortgeschleppt; so sah ich, wie ein betagter Mann eine Tür auf dem Rücken trug und in der einen freien Hand einen Eimer. Furchtbar sah es in den niedrigen Häuschen aus, in die sich die Gegner geflüchtet und aus denen sie wohl noch geschossen hatten, denn mancher von ihnen lag niedergestreckt da, das Gewehr noch in der starren Hand. Blutlachen, blutgetränkte Kleidungsstücke und Uniformen, Waffen, Munition, schnell hergestellte Verstecke und Schutzwehren, alles drunter und drüber.

Auch wir hatten Verluste gehabt, wie es so manche Gräber mit Helmen und Kreuzen in Gärten und an einem kleinen Hügel andeuteten. Die stillen Schläfer hören nicht mehr das singende Sausen der Granaten, die von einer linksseitig des Dorfes stehenden Batterie schwerer Geschütze auf die feindlichen Stellungen nahe der Grenze geschleudert werden. Dort leckten an mehreren Stellen die Flammen auf. Und nun vernahm man auch das Salvenfeuer unserer Infanterie und das Knack-knack-knack-knack der Maschinengewehre. Es mußte in jenen dunklen Forsten, die sich wenige Kilometer vor uns

zur rechten und linken Seite der Chaussee ausdehnten, scharf zugehen. Eine erschütternde Sonntagmusik war's, die aber doch etwas unbeschreiblich Gewaltiges, Machtvolles, Fortreißendes in sich hatte, das jeden packte, und ihn mit dem Verlangen erfüllte, weiter vorzudringen und den Kämpfenden nahe zu sein!

Bis zum nächsten, wenig entfernten Dorfe konnten wir noch unsere Wagen benutzen. Dann mußten sie Deckung suchen, denn die weißen Wölkchen der feindlichen Schrapnells näherten sich uns mehr und mehr; unvermittelt tauchten sie bald da, bald dort in der Luft auf, wie suchend, um ihr Ziel zu entdecken; zu Fuß ging's nach links hinüber durch verschiedene Gehöfte, auf deren Höfen Betten, Möbel, hingestreckte Pferde, blutige Strohbündel lagen. Auch hier einzelne tiefe Erdlöcher für die russischen Schützen, die es sich darin ganz wohnlich gemacht hatten mit Decken, Mänteln, gestohlenen Kleidungsstücken; als ich in eine dieser Höhlen hineinspähte, starrte mich das blasse Gesicht eines erschossenen russischen Infanteristen an. Vorsichtig uns weiterpirschend, konnten wir hinter einem Wegdamm Stellung nehmen. Das Kampfgetöse hörte man aufs eindringlichste, es donnerte in unserem Rücken und vor uns, es knatterte und ratterte in den Waldungen, zu sehen aber war wenig. Die schweren Geschütze hinter uns, deren Granatenflug wir über uns vernahmen, waren so gut verborgen, daß wir nur gelegentlich etwas Rauch entdeckten; auch einige Feldbatterien vor uns hatten sich vorzügliche Deckung verschafft. Der Feind hatte sie trotz des heftigen Feuers noch nicht erspäht, erwiderte auch das Feuer unserer Geschütze verhältnismäßig wenig, das fortwährend unterhalten wurde, wohl um den Gegner von unserer kämpfenden Infanterie abzuhalten.

Wir wollten uns diesen tapferen Truppen nähern, die schon seit mehreren Stunden dem russischen Angriff, der besonders in den Waldungen rechts ein sehr heftiger sein mußte, standhielten. Wir überquerten daher von neuem die erwähnte Chaussee und wanderten längs derselben vorwärts, da sie in der Ferne von russischen Granaten bestreut schien. Vorüber an den Staffelungen der Batterien mit Pferden und Protzen, die dichtgedrängt hinter einzelnen Gehöften hielten, gings flott vorwärts; auch die Feldbatterien lagen bald hinter uns. Aus dem Walde tauchten Ver-

wundete auf, meist mit Arm- und Handschüssen, das Blut durch den Verband sickernd. „Wir haben einen schweren Stand," berichteten sie, „die Russen liegen uns auf 800 Meter nahe! Seit acht Uhr morgens sind wir im Kampf, da heizte ihre Artillerie unserer Brigade im Dorfe Dorschen, in welchem wir Nachtquartier bezogen hatten, gehörig ein! Das möchten wir nicht noch mal mitmachen! Uns fehlte die Artillerie; die russische hat sich gut eingeschossen!"

Ja, das sollten wir nur zu bald merken! — Wir — mit unserem militärischen Führer unserer acht — hatten den Wald erreicht, durchwanderten ihn und überschritten gerade eine Lichtung. Da spritzt unmittelbar links von mir, keinen halben Meter entfernt, die Erde auf; ein feindliches Geschoß, von dem ich nichts gehört. „Zurück, wir sind im Feuer!" rufe ich. Im selben Augenblick aber pfeift es ununterbrochen um uns herum, Gewehrkugeln sinds, und nun schlägt auch schon am Rande der Lichtung, an der wir soeben noch standen, das erste Schrapnell ein, daß die Zweige einer Tanne zersplittert herumfliegen, ihm folgen weitere, und nun singen auch die Granaten schon um und über uns, krachend im Walde, den wir jetzt auf dem Rückzuge erreichen.

Jeder suchte Deckung, so gut es ging, wie er es für das sicherste hielt, die einen sich lang hinwerfend, die anderen sich hinter Bäumen niederkauernd. Es war keine angenehme Lage, denn die Russen hielten diesen Teil des Waldes, in welchem sie noch unsere Infanterie vermuteten, fortgesetzt unter dreifachem Feuer. Am unangenehmsten war das ununterbrochene hui-hui-hui der Gewehrgeschosse; in ihrem Pfeifen lag so etwas Draufgängerisches, Vernichtungsvolles, unsagbar Hastiges. Mit Schrapnells und Granaten war man ja schon eher vertraut geworden! Aber wenn nach dem singend-heulenden s-it, s-it, s-it, in kurzer Entfernung wieder einmal die Äste polternd herunterkrachten, dann dachte man doch, ob nicht in der nächsten Sekunde so'n Ding gerade auf dem Punkte niederfallen könnte, an dem man sich befand.

Schutz- und wehrlos war man über eine halbe Stunde diesem dreifachen, heftigen Feuer ausgesetzt. Wenn man wenigstens eine Waffe gehabt hätte, ein Gewehr; es hätte ja hier natürlich auch nichts genützt, aber das Gefühl schon, die „Knarre" in den Händen zu

halten, wäre als Ableitung willkommen gewesen, auf den Revolver, den jeder bei sich hatte, verzichtete man. Jetzt verstand ich auch, warum Offizieren und Mannschaften ein Kampf im Walde so unheimlich ist. Der unsichtbare Gegner, das Dämmerlicht, das polternde Umherfliegen der Baumstücke, die Unübersichtlichkeit des Ganzen, all das erfordert mehr Standhaftigkeit als das Vorgehen im Freien.

Unsere vorhin erwähnten Feld-Batterien, deren Führer wohl gleichfalls annahmen, daß sich unsere Infanterie noch in diesem Walde befand, suchte durch erneut einsetzende Kanonade das feindliche Feuer abzulenken. Das gelang. Allmählich ließ das heftige Schießen nach, zuerst das der Infanterie, dann das der Schrapnells, nur die Granaten sausten noch weiter. Sie waren zielsicher abgeschickt worden und, wären die Unsrigen noch in diesem Teil des Waldes gewesen, hätten sie sicher erhebliche Verluste gehabt. Auch die benachbarten Äcker hatten sie zerwühlt, die Splitter lagen umher. Jetzt wurde das Feuer mehr nach der Richtung unserer Batterien gelenkt. Bums, saß solch Ding in einem Hause, aus dem sofort dunkle Wolken aufstiegen, durch die gleich danach die Flammen brachen, alsbald an drei Stellen durch den Dachstuhl züngelnd; man hörte ihr Knistern und Knastern.

Wir blieben am äußersten, noch immer recht gefährdeten Waldrande, um vielleicht doch noch zu unserer Infanterie zu gelangen. Doch das erwies sich als unmöglich. Es wäre das sichere Verderben gewesen und hätte niemandem Nutzen gebracht. Auch schien hier der Feind mit dem Angriff nachzulassen; das gegenseitige Feuer schwächte mehr und mehr ab. Dafür ließen mehrere Batterien, zu denen wir auf unserer langen Wanderung gelangten, dem Feinde keine Ruhe. Und während aus ihren Rohren die Feuerstrahlen vorzuckten, verließen in schneller Flucht die Einwohner des nahen Dorfes ihre Heimstätten zu Fuß und zu Wagen, Alt und Jung, ein paar Habseligkeiten mitschleppend und das dumpf brüllende Vieh forttreibend. Ein erschütternder Anblick, ergreifender als jener des Dorfes Wielitzken, in dem ein so blutiger Kampf getobt hatte, ergreifender als jener eine Stunde später, als wir die Bewohner einer in Brand geschossenen Ortschaft an den verkohlten, noch rauchenden

Resten ihrer Wohnstätten sahen, suchend, ob sie nicht noch dies und jenes fänden — vergebliches Mühen! —

Eine Ordonnanz hastete auf dem Rade an uns vorüber beim Einbruch der Dämmerung. „Wissen Sie nicht, wo der Stab des — — — — liegt?" — „Nein. Was bringen Sie?" — „Der feindliche Angriff ist erfolgreich abgeschlagen!" —

Das war nach einem bangen und ungewissen Tage eine gute Kunde. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der ereignisvolle, von tiefen und erschütternden Eindrücken erfüllt gewesene unruhige Tag klang schön und friedlich aus. An Gegensätzen ist ja der Krieg so überaus reich. Nachdem ich Stunde um Stunde abermals seinen ganzen Jammer, all sein Elend mit wilder Verwüstung und grausamer Vernichtung kennen gelernt hatte, saß ich nun am Abend bei willkommenem Mahle in der holzgetäfelten, wohlgeheizten Diele eines stattlichen Bürgerhauses. Anheimelnde Behaglichkeit umgab mich, elektrisches Licht strahlte weich herab, der Duft des Grogs vermischte sich mit dem der Zigarren, aus dem Nebengemach aber ertönten Wagnersche Weisen aus Parsifal, meisterhaft auf einem vorzüglichen Flügel vom Sohne des Hauses gespielt. All die schweren und grauenvollen Bilder des Tages hätte man für einen Traum halten können, wenn nicht die feldmarschmäßigen, von Wind und Wetter schon arg mitgenommenen Uniformen der gleich mir hier einquartierten Offiziere von harter Wirklichkeit gesprochen hätten, wenn sich nicht gelegentlich das Grollen unserer Geschütze hätte vernehmen lassen.

Die Russen standen gar nicht so weit von dem hübschen Städtchen, das die Heimat so manches bekannten und tüchtigen Mannes ist — unter anderem des Unterstaatssekretärs im Auswärtigen Amt, Zimmermann — und das sie gern wieder in Besitz genommen hätten. „Wenn es dazu kommen sollte, was ich nicht glaube, und wenn alle ausreißen, ich bleibe auch diesmal da," sagte der Hausherr, ein prächtiger Graukopf, voll ruhiger Entschlossenheit und festem Willen, der in der Russenzeit Marggrabowas seiner Vaterstadt und der Einwohnerschaft, für deren literarische Neigungen er mit seiner Zeitung, Buchhandlung, und Leihbibliothek sorgte, die wichtigsten Dienste geleistet hat.

Die Russenzeit hatte hier länger gewährt, als in irgendeiner anderen ostpreußischen Stadt, vom 14. August bis 11. September. Am 14. August waren, nachdem einige Kosakenpatrouillen erforscht hatten, ob auch die Luft rein sei, die Russen eingerückt, eine Garde-Kavalleriedivision sowie Infanterie und Artillerie. Die Truppen hatten auf dem Marktplatz, dem größten in ganz Deutschland, Aufstellung genommen, drei Maschinengewehre ließen einen dichten Kugelhagel die Straßen entlangfegen, obwohl kein Gegner vorhanden war. Das alles sollte zur Einschüchterung der Bewohner dienen. Zunächst wurden die Apparate in der Post zerstört und dann wurde die Postfahne herabgeholt. Diese später als schwer erkämpftes Ruhmeszeichen nach St. Petersburg geschickte Postfahne ergriff der General; er sprengte, sie triumphierend schwingend, an seinen Leuten vorüber und hielt dann eine Ansprache, die mit einem viermaligen Hurra erwidert wurde.

Plötzlich rief die auf dem Dache der Post aufgestellte Wache: „Prußki! Prußki!" Drei Trompetenstöße erschollen, die Reiter schwangen sich auf die Pferde, ein Regiment jagte davon, das andere hinterher, ebenso Artillerie, im Laufschritt die Infanterie. Auf den Markt aber zog ganz gemütsruhig der junge Leutnant S. vom 147. Regiment mit etwa 50 Mann Radfahrer ein. Er hatte von 6 Uhr morgens bis 2 Uhr mittags einen zwischen zwei Seen führenden Paß besetzt gehalten, um den Vormarsch der Russen zu hemmen, hatte auf sein Bataillon, das unterdessen in anderer Richtung abgezogen war, gewartet und suchte es nun in der Stadt.

„Sind Sie des Deuwels," rief man ihm zu, „Tausende von Russen waren hier, sie weilen in unmittelbarer Nähe. Sie sind verloren, machen Sie bloß, daß Sie aufs schleunigste fortkommen!"

„Fällt mir nicht ein, meine Leute müssen erst essen. Auch unsere Tornister fehlen uns, ebenso Munition," war die Antwort. Posten wurden ausgestellt, die Gewehre zusammengesetzt, Tornister und Patronen aus der Kaserne geholt; die Bürger brachten freudig und doch um die Braven besorgt, alles nur Mögliche zum Essen und Trinken herbei. Erst um die sechste Abendstunde zog der Offizier, ebenso seelenruhig, wie er gekommen war, mit seinen paar Mann wieder ab, dem Bataillon nach.

Die Russen, die sich in den nahen Waldungen verborgen hatten, kamen erst am 17. August wieder. Sie stellten sich von Anfang an gut mit den Behörden — der Landrat, der stellvertretende Bürgermeister (der Bürgermeister weilte im Felde), die beiden Pfarrer, der Amtsrichter, die Ärzte und der Apotheker, die Lehrer und Lehrerinnen waren geblieben. Der Stadt wurde keine Geldsteuer auferlegt, sie hatte nur täglich eine gewisse Menge Fleisch, Hafer, Stroh, Heu und Kartoffeln zu liefern. An die Darbenden und die Frauen der Einberufenen wurden fortgesetzt Unterstützungen bezahlt, in Ermangelung baren Geldes hatte man Gutscheine ausgegeben, die jeder in Zahlung nahm. Die Gottesdienste fanden regelmäßig statt, auch die Schulen setzten nicht aus, Gas- sowie Wasser- und Kanalwerk, Schlachthof und Kühlhalle blieben im Betrieb, die Zeitung meines aufopferungsvollen, braven Quartierwirtes F. W. Czygan erschien ohne Zensur, wie immer.

Während der Kreis schrecklich verwüstet wurde, zahllose Häuser und Gutshöfe in Flammen aufgingen, viele Einwohner der Dörfer ermordet oder verschleppt wurden, kam es in der Stadt zu keinerlei Raub und Plünderung. Als in dem einen Hotel am Markt ein Kosak das „Marjellchen" zwang, zwei Schnäpse vor ihm zu trinken, damit er sehe, ob es auch nicht Gift sei, und zudringlich wurde, rief das Mädel einen Vorgesetzten herbei, der den Soldaten gehörig ohrfeigte.

Die Offiziere waren sehr siegessicher. Einer von ihnen sagte zu dem Buchhändler: „Gebben Sie einen Boggen Pappier. Sehhen Sie: da ist Deutschland, da ist Frankreich, da England, da Rußland. Nun machen wir disse Striche — — so, so, so, so. Sehhen Sie: das ist Frankreich, das England, das Rußland. Wo bleibbt Deutschland?" — Einer seiner Kameraden ließ sich von der Verkäuferin einen Briefbogen geben, zerriß ihn in kleine Schnippselchen, legte sie auf die Handfläche, blies darauf, daß alles umherflog: „Sehen Sie, Frauchen, das ist Deutschland!"

Als aber am 11. September unsere Geschütze näher und näher dröhnten, als unsere Truppen im Sturm nahten, verflüchteten sich die Russen wie jene Papierschnippsel, immer voran die eben noch so zuversichtlich gewesenen Offiziere!

XXVII.

Mit dem Oberbefehlshaber der Armee, General der Infanterie von François. — Armes Lyck. — Von Lyck nach Grajewo.

Lyck, 19. Oktober.

Armes Lyck! Ja, deine Bewohner hatten recht gehabt, als sie sagten, daß es ihnen und der Stadt schlimm ergehen würde, wenn die Russen wiederkehrten. Wie schlimm, nein, das hätte man trotz aller bitteren Erfahrungen auf ostpreußischem Boden nicht ahnen können! Wir alle hatten das freundliche Städtchen ungern verlassen, in dem wir uns so wohl gefühlt hatten, und als kurz vor dem Abschied der „Satteltrunk" in einer kleinen Weinstube genommen wurde, da hatten wir mit der hübschen, jungen Besitzerin, die nicht an der Flucht eines großen Teils der Einwohnerschaft teilnehmen wollte, auf frohes Wiedersehen angestoßen. Der gute Wunsch sollte nicht, wie wir es hofften, in Erfüllung gehen: die blonde Frau lag ermordet und schändlich zugerichtet in dem vorderen Gastzimmer! — —

Heute vormittag hatte ich Marggrabowa verlassen. Während der ganzen Nacht war das Gebummere sehr merkbar zu hören gewesen. Unsere Artillerie hatte, wie ich später vernahm, erfahren, daß sich der Feind zurückzog und half ihm dabei in gebührender Weise. Generalleutnant von Morgen, der tapfere Führer des nach ihm benannten Korps, mit dem ich am vorgestrigen Abend bei einigen Glas guten Rotspons vielerlei Erinnerungen an gemeinsam verlebte Stunden in der Türkei und Rumänien, vor allem an König Karls große und gütige Persönlichkeit, austauschte, machte

ein recht vergnügtes Gesicht, als ich ihn heute früh vor seinem Hotel am Markt begrüßte. Die Nacht hatte ihm wenig Schlaf gebracht, aber dafür gute Nachrichten von der Front!

Zwei Autos rattern heran. Dem ersten entsteigt ein General, hochgewachsen, fest und entschlossen im ganzen Wesen von echter, ruhiger, militärisch-preußischer Erscheinung, die ernsten blauen Augen voll klugen, prüfenden Ausdrucks: es ist der neu ernannte Oberbefehlshaber der Armee, General der Infanterie von François, bis vor kurzem der ruhmvolle Führer des glänzenden 1. Korps, das unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen so unendlich Großes und Entscheidendes geleistet hat.

Nach kurzer Beratung im Zimmer des Generals von Morgen soll die Fahrt weitergehen über Lyck nach Grajewo. Meine Anfrage, ob ich sie mitmachen könnte, ward dem Oberkommandierenden mitgeteilt; ich wurde ihm vorgestellt: „Gewiß, schließen Sie sich an, es ist ja noch ein Platz im zweiten Auto frei!" —

Und in diesem Auto saß mit dem Eisernen Kreuz in Unteroffiziers-Uniform, das Gewehr neben sich, der wissenschaftliche Hilfsarbeiter S. vom Berliner Völker-Museum, der dem Kommandierenden als Dolmetscher dient. Ich hatte mit ihm die engsten Beziehungen zu lieben Freunden, und so gab es viel von China, Indien, Ägypten, Japan, wo wir beide zusammen waren, auszutauschen!

Dann aber nahm uns wieder die Gegenwart in ihren Bann. Diese traurige Gegenwart zwischen den ausgeplünderten und verbrannten Häusern und Gehöften! Nirgends waren Einwohner zu sehen, dafür frische Grabstätten auf den Wiesen und Äckern, auf denen sich das Vieh ohne Obdach und Hütung herumtrieb. Welch Elend überall!

Aber eine Steigerung sollte uns noch bevorstehen: Lyck! O Gott, wie sah es jetzt dort aus! Von den Tausenden betriebsamer Menschen waren nur ein paar ganz verschüchterte zu erblicken, sonst alles verlassen, leer, verödet! Ein Drittel der Stadt zerstört, die übrigen zwei Drittel verwüstet. Furchtbar der Anblick des Marktes! Nur die Gerippe der meisten Häuser, auch die stattliche protestantische Kirche bis auf die Backsteinmauern ausgebrannt, der obere Teil des Turmes eingestürzt, die Glocke am Eingang liegend. Alle Läden

und Wohnungen ausgeraubt, zertrümmert, beschmutzt, viele Gebäude und ihre Dächer völlig durchsiebt von Schrapnells und Granaten.

Durch die wie mit einem ungeheuren Messer abgeschnittenen Vorderseiten mancher Wohnhäuser sah man in die furchtbar mitgenommenen Innenräume, die noch vor kurzem freundliches Glück umschlossen. Jetzt ragten ausgebrannte Balken und verbogene Eisensparren hinein! Ja, hier wohnte nun das Grauen! — An dem gotischen Kriegerdenkmal auf dem Markt standen allerhand Plüschmöbel durcheinander, die von der Wohlhabenheit ihrer einstigen Besitzer erzählten. Darüber ein paar gerettete Betten und wertloser Plunder; niemand bekümmerte sich darum, jene, die es in dem grauenhaften Brand- und Kugelgewirr hierher geschleppt hatten, mochten sich nicht mehr des Tageslichts erfreuen. Der Bahnhof war ein Trümmerhaufen, in der nach dem Markt führenden Bahnhofstraße sah es jammervoll aus. In Flammen aufgegangen war das Lyzeum, noch vor kurzem der Sitz unseres Armee-Oberkommandos, in Flammen zerfallen das Hotel, in welchem viele Offiziere gewohnt und wir so manch angeregte Stunde verbracht hatten!

Mit steigendem Grauen vernahm ich von sächsischen Artilleristen, die auf Grund eigener Wahrnehmungen berichteten, von den an Frauen und Mädchen begangenen entsetzlichen Scheußlichkeiten, die an die gräßlichsten Freveltaten des Neronischen Zeitalters erinnern. Einzelheiten hier wiederzugeben, ist gar nicht möglich. Die uniformierten Raubtiere der Turkestanischen wie der Sibirischen Division waren hier losgelassen worden! Aber man tat den Raubtieren unrecht, wenn man sie auf eine Stufe mit diesen menschlichen Bestien stellt, deren Blutdurst und Mordgier unstillbar sind! —

Am Nachmittag des 13. Oktober hatte unsere Vorhut die Stadt nach schweren Kämpfen besetzt. Es war der Abzug des Feindes gemeldet worden. Die Unseren machten auf dem Markt Halt, setzten die Gewehre zusammen, holten Wasser und wollten abkochen. Da prasselt es mit einem Male auf sie von allen Seiten herab, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, aus jedem Fenster, selbst vom Kirchturm sprüht es nieder. Die Russen hatten sich in

den Häusern festgesetzt und selbst in die Wohnungen ihre Maschinengewehre gebracht.

Am folgenden Tage wurden sie dann durch unsere schwere Artillerie ausgeräuchert. Da die Feinde einen Beobachtungsposten auf dem Kirchturm hatten, mußte auch dieser unter Feuer genommen werden. Dann ging unsere Infanterie im Sturm vor. Der Gegner hielt nochmals in dem hinter Lyck liegenden Sibbaer Wald stand, es kam zu schwerem Aufeinanderprall, aber auch hier drangen wir erfolgreich vor, die Russen über die Grenze unausgesetzt verfolgend. —

Diesen Weg schlugen auch unsere Autos heute mittag ein. Was die russischen Horden bei ihrem ersten Einfall und Rückzuge noch übrig gelassen, das hatten sie jetzt zerstört. Unsere Truppen waren überall in flotter Vorwärtsbewegung, auf deutscher Seite hatten die Besatzungen der Dörfer sich in den Ruinen niedergelassen, auf russischer in den Hütten und Hüttchen. Unsere flinken Feld-Telegraphensoldaten waren emsig an der Arbeit, die Leitungen wiederherzustellen, Feldbäckereien buken flott drauf los, zahllose Kolonnen zogen mit uns des gleichen Weges, Munition wurde geholt und auch entgegengebracht.

Oft hielt unterwegs das erste Auto. Der Oberbefehlshaber stieg aus, ihm zur Seite als Adjutant sein Sohn in der Uniform eines unserer Garde-Artillerieregimenter. Der General befragte kurz und doch genau die Führer der uns begegnenden oder mit uns ziehenden Kolonnen nach Woher und Wohin, ließ hier und da die Offiziere, die Beobachtungsposten innehatten, zu sich kommen, prüfte die einzelnen Stellungen, hielt, die Karte verfolgend, Umschau und sah überall nach dem Rechten. Alles in seiner ruhigen, bestimmten, umsichtigen Weise; mit einer Rüge, wo sie angebracht war, hielt er nicht zurück, und deutete dabei stets darauf hin, welche Folgen dies oder jenes Versehen, das eine oder andere Unterlassen haben könnte.

Die sich vor Grajewo zu beiden Seiten der Chaussee hinziehenden dichten Waldungen waren gleichfalls in ausgezeichneten Stellungen von vielen Schützengräben durchzogen, die sich täuschend in ihre Umgebung einfügten. Das erkannte auch der sie an verschiedenen

Punkten besichtigende Kommandierende an: „Und da haben die Kerls nicht mal standgehalten!"

Nein, die Widerstandskraft mußte gebrochen gewesen sein. Erst hinter Grajewo scheint sich der Feind gesammelt zu haben, wenigstens sahen wir von einem erhöhten Punkt, wie einige unserer Batterien das Feuer in südöstlicher Richtung eröffneten. Aber auch die Wälder hier mochten noch manche Teile des Gegners bergen. Feldwachen, langausgestreckt hinter einer Kuppe, hielten spähende Ausschau, unsere Begleitmannschaft hielt gleichfalls die Gewehre schußbereit.

In Grajewo hatte sich seit meinem letzten Besuche vor drei Wochen nichts geändert, nur die Läden in den jammervollen Baracken dieser echt polnisch-russischen Stadt waren von der russischen Soldateska gründlich ausgeräumt worden. Unsererseits hatte man jedes Haus geschont, die Türen der Kirchen standen offen, überall sah man unsere Posten. In kleineren und größeren Zügen harrten unsere Truppen, die am gestrigen Abend hier eingerückt waren, ohne erheblichen Widerstand zu finden, weiterer Befehle. Auf dem großen Markte zahlreiche Kolonnen und eine Sanitätskompagnie, auch an Verwundeten fehlte es nicht.

Eine Frau, einen Säugling eingehüllt an der Brust, bat mich in gebrochenem Deutsch unter strömenden Tränen, doch ihren Mann freizulassen, den man eingesteckt hatte. „Hatt auf Straße zwei Gewerre aufgehobben, lagen herrum, auch Pattronnen. Hatt man gefunden in unserre Wohnung!" Vermutlich einer von denen, die nachts auf unsere Truppen geschossen hatten.

Hier hatte es sich um einen regelrechten, hinterlistig vorbereiteten Überfall gehandelt. Eine unserer Divisionen rückte mit dem Stabe am 29. September in Grajewo ein. Als vorher Unteroffiziere Quartier machen wollten, sahen sie, daß dies bereits geschehen war. An vielen Türen war mit Kreide in deutschen Buchstaben geschrieben: „Für den Stab so und so, Regiment Nummer ..., Bataillonszimmer Nummer ..." usw. Alles stimmte genau. Aber alles war von den Russen so vorbereitet. Man vermutete sie nicht in der Nähe. Als ein Adjutant zu dem im unteren Stockwerk wohnenden Führer der Division sagte: „Exzellenz, wollen wir nicht lieber

die Fenſterladen zumachen, es kann was paſſieren", wurde der Vorſchlag des Vorſichtigen kaum beachtet. In der Nacht ſprühten zwei Raketen auf — und nun ging das allgemeine Geknattere von draußen her und innerhalb der Stadt los, in der ſich zahlreiche ruſſiſche Soldaten in bürgerlicher und bäuerlicher Kleidung verborgen hatten; auch hier ſollen ſich viele Einwohner an der Schießerei beteiligt haben.

Jetzt ſchoſſen hier unſere Batterien, die jenſeits der Stadt Aufſtellung genommen hatten. Von neuem haben die Ruſſen die deutſche Fauſt kraftvoll verſpürt. Möchte ſie ihnen das Wiederkommen verleidet haben!

XXVIII.

Wieder nach Rußland hinein! — Beim Kruzifix. — Kampfbilder.

Goldap, 25. Oktober.

Wieder ging's am heutigen Sonntag nach Rußland hinein und wieder konnte ich, einer gütigen Aufforderung des Oberbefehlshabers folgend, in seinem Begleitauto Platz nehmen. Das „Löwenauto" wurde es allgemein genannt, weil vorn auf der Haube ein kleiner Löwe mit zornig gerecktem Kopf und wilder Mähne Wache hält; in einem der russischen Schützengräben bei Neidenburg hatte man das Kinderspielzeug gefunden und es als Talisman für den Kraftwagen mitgenommen. Wiederholt ist dieser Wüstenkönig schon im Feuer gewesen und erhielt für sein ruhig-tapferes Verhalten die Gefreitenknöpfe und eine Säbeltroddel; seitdem scheint er noch stolzer dreinzuschauen.

Der Tag fing gut an. An einer Wegkreuzung die Spitze eines langen Zuges russischer Gefangener, voran ein halb Dutzend Offiziere, die in Haltung und Uniform recht mitgenommen aussahen. Die Autos hielten, General v. Francois stieg aus, ihm zur Seite sein mit dem Eisernen Kreuz geschmückter Dolmetscher, der seine Jugend im Kaukasus verlebte und fast ebensoviele Sprachen spricht, wie er in seinem buntbewegten Leben Länder kennen gelernt hat. Wie klein die Welt ist, zeigte sich auch hier, denn ein die graue Lammfellmütze tragender armenischer Offizier hatte dieselbe Schule in Schuscha an der persischen Grenze besucht, wie der, der ihn jetzt befragte. Die Zahl der Gefangenen des gestrigen Tages, mit denen zugleich fünf Maschinengewehre erbeutet worden waren, belief sich auf nahezu 1000; es war ein ganzes Bataillon des 201. Regiments aus der

Garniſon Poti am Schwarzen Meer, das in ſeinen Reihen viele Ural-Tataren, Armenier, Gruſinier, Ruſſen, Polen und Juden zählt. Das ganze Völkergemiſch zeigte ſich in dieſer langen Schar, an deren Reihen unſere Soldaten mit friſch gefüllten Waſſereimern entlang gingen, auch Kommißbrot verteilend. Die Gefangenen reichten haſtig die blauen Becher hin und ſtreckten gierig die Hände aus, die Mehrzahl hatte ſeit etlichen Tagen nichts zu eſſen bekommen. Das Regiment, in das man als Reſerviſten alte und junge Leute geſteckt hatte, war erſt vor kurzem hier angelangt und hatte ſchwer unter unſerem Feuer gelitten. Auf die Frage: „Ihr ſeid wohl froh, daß Ihr gefangen ſeid?“ ertönte ein vielſtimmiges: „Gott ſei's gelobt, Goſpodin!“

Hinter den Gefangenen in kleineren und größeren Abſtänden einige Trupps deutſcher und ruſſiſcher Verwundeter, teils zu Fuß, teils auf wackeligen, ſtrohgefüllten Gefährten. Dann ein größerer Viehtransport, die Tiere halb verhungert, ungepflegt. Einige unſerer Soldaten trieben ſie. „Woher?“ — „Von einem ruſſiſchen Gut; man hat dort in dieſer Nacht unſere Fernſprechleitung zerſtört. Den Beſitzer führen wir auch mit.“ Dieſer, ein älterer Mann, ſaß in ſeinen Schafpelz gehüllt, in einem einſpännigen Wägelchen; die liſtigen Augen blickten ſcheu und wichen den glänzenden Bajonetten aus.

Dann wieder die bekannten Bilder diesſeits und jenſeits der Grenze. Diesſeits völlig zerſtörte Ortſchaften, nur die Kirche ſtand und niedergebrannte Gehöfte, jenſeits nichts angerührt; vor den kleinen, ſchmuddeligen Holzhäuſern und elenden, ſtrohgedeckten Hütten ſtehen die Bewohner oder gucken hinter den blinden, nie geöffneten Fenſtern heraus, alles iſt in gewohnter Ordnung, richtiger geſagt, Unordnung. Überall kleinere Beſatzungen von uns, auch ſchnell und doch ſorgſam aufgeworfene Verteidigungsſtellungen zu beiden Seiten der holprigen Chauſſee, überall Poſten und Feldwachen.

Im Tal liegt Filipowo, das echte und rechte ruſſiſche Landſtädtchen mit ſeinen jammervollen Baracken und dem Ziehbrunnen auf dem Marktplatz. Den Marktplatz hatten unſere Truppen, die ſich ſchon vor längerer Zeit hier feſtgeſetzt hatten, von fußhohem Schmutz geſäubert. Und unter dem Schmutz kam ſogar ein Pflaſter, wenn auch ein recht

merkwürdiges, zum Vorschein. „Nun wohne ich schon dreißig Jahre hier," rief der Bürgermeister verwundert aus, „und hatte keine Ahnung, daß unser Markt gepflastert ist!" In einer Ecke dieses Marktes ein trübseliges, kleines, einstöckiges Häuschen, mit zwei Zimmern im unteren Geschoß, von denen das eine als Offizierkasino dient. Eine kunstgeübte Hand hat die einst weiß gewesenen Wände mit Spottzeichnungen in Kohle bedeckt, ein paar wackelige Tische und Stühle fragwürdiger Beschaffenheit, das ist alles. „Die Flohkiste" ist dieser verschwenderisch ausgestattete Raum von seinen Besuchern getauft worden. Sie wußten, warum!

Die schnelle Fahrt ging weiter, bis wir in dem armseligen Dörfchen Motule hielten, wo der Oberkommandierende mit dem Führer dieser Division, Generalleutnant von Falk, dem Sohn des ehemaligen preußischen Kultusministers, eine Beratung hatte. Dann konnte auch ich den noch jugendlich aussehenden General begrüßen und ihn an unser letztes Beisammensein im gastlichen Berliner Heim des Fürsten Bülow erinnern. Während ganz nahe unsere Batterien donnerten, während Gefangene und Verwundete an uns vorübergeführt wurden, tauschten wir am Wegrande allerhand Erinnerungen aus, an liebe Menschen, an eindrucksvolle Stunden.

Hier hörte und sah man, daß der erneute hartnäckige Angriff der Russen, die sehr starke, frische Kräfte eingesetzt hatten, nicht nur verlustreich zurückgeschlagen worden war, sondern daß wir jetzt in langer, geschlossener Angriffsfront stets weiter vorgehen und den Feind auf eigenem Boden zurückdrängen. Freilich gehört aus bestimmten Gründen Geduld dazu; unsere Führer und Truppen müssen sich da, so schwer es ihnen auch wird, fügen. „Entweder hat man Nerven von Eisen, oder man geht dabei kaput", sagte der General zu mir. Nun, er und seine braven Soldaten haben bewiesen, daß sie solche Nerven haben, und da werden hoffentlich die Russen kaput gehen!

Das konnten wir zur Mittagszeit auch oberhalb des Dorfes Bakarlazewo beobachten, das wir in rascher Fahrt erreicht hatten — durch Felder und Wälder, in denen wir auf Patrouillen und Wachen in gut verborgenen Stellungen stießen, über halb zusammengeflickte Brücken und auf tiefdurchfurchten Landstraßen. Schützengräben und

Unterstände waren allenthalben aufgeworfen; Artilleriestaffelungen mit Munition und Pferden deuteten auf den Kampf hin, dessen Lärm näher und näher erscholl.

Und nun von einer Anhöhe, auf der sich ein hohes Kruzifix erhebt, der überraschend eindrucksvolle Anblick des Kampfgebietes, über das jetzt einige Sonnenstrahlen huschen, die das falbe Laub verschiedener Baumgruppen goldig aufleuchten lassen. Unter uns welliges Gelände, nach der Ferne in Sumpf und Moor verlaufend, links einige kleinere, dünenartige Erhöhungen, die mehreren unserer Batterien guten Schutz vor den Späheraugen des Feindes gewähren, rechts Nadelwaldungen. Aus ihnen bricht unsere Infanterie vor in aufgelösten, dunklen Linien, unterstützt in ihrem Vorgehen von Maschinengewehren, deren unaufhörliches Knarren zu uns heraufdröhnt. Da ist man scharf aneinander. Unsere Geschütze greifen jetzt kraftvoll ein, zuck-zuck-zuck-zuck blitzt das Feuer auf, sausen die Geschosse hinüber zu jenen bewaldeten Bodenerhebungen, die die Russen sehr vorteilhaft gewählt haben. Hier, da, dort in der Ferne dichtgeballte, graue Rauchwolken, durch welche die Flammen aufzüngeln.

Nun „funkt" auch der Feind herüber. Wupps, eine Granate 200 Meter vor uns, ein „Hohlbläser", platzt nicht. Ebenso die zweite und dritte. Sie buddeln sich in die Erde ein, nur ein kleines, bläuliches Wölkchen steigt auf. S—s—it hört man die nächste und übernächste in der Luft singen. Diese sitzen besser, zwischen der einen Batterie da unten und uns hier oben. Es knackt und kracht, mit hastigem Spritzen fliegen die hohen Sandfontänen empor. Es könnte denen da drüben wohl passen, einmal einen Treffer direkt zu uns zu schicken: der Oberbefehlshaber, zwei Generalleutnants, ein General und so und so viele andere Offiziere des Stabes.

Von ihnen allen läßt sich keiner durch die feindlichen Grüße stören. Die Karten werden studiert, durch das Scherenfernrohr wird Umschau gehalten, Meldungen werden verglichen, als ob man im unblutigsten Manöver wäre. Hinter uns hockt ein Generalstäbler im Erdloch und gibt durch den Fernsprecher seine Nachrichten nach irgendwohin. Und die Granaten streichen über uns hinweg.

Der Kommandeur der Artillerie, General Möwes, ist zu mir getreten, Vetter eines lieben literarischen Freundes in Berlin; ich

kannte ihn schon, als er noch die Hauptmannssterne trug, wir sahen uns hier nun unverhofft wieder. Er erklärte mir mit Hilfe des Fernrohrs die Einzelheiten des Kampfes, dessen Poltern, Grollen und Rollen in den Schluchten hinter uns ein hallendes Echo weckt. „Wir haben sie schon gestern mürbe gemacht, die Kerls," sagt er, „da hatte ich 16 Batterien im Feuer. Der linke feindliche Flügel ist bereits zurückgegangen. Dort griff gestern unsere Infanterie tüchtig ein. In den Schützengräben bleibt diese russische Sippschaft gern stecken. Herauszubekommen ist sie nicht, wenn wir sie nicht ausräuchern oder sie sich nicht gefangen gibt. Dort rechts, das Dorf Wolka, bildet den Kernpunkt der feindlichen Stellung, da haben wir Infanterie und Maschinengewehre angesetzt, unsere Geschütze arbeiteten vor. Mithelfen können wir da leider jetzt nicht mehr, sonst geraten die Unsrigen ins eigene Feuer. Wir erwarten die Entscheidung."

Zwei Reiter lösen sich aus dem Wald rechts los. Eine wilde Jagd! Es geht über Gräben und aufspritzenden Morast, ein Hase und ein Volk Rebhühner werden aufgescheucht. Achtung, eine Granate! Beide Gäule machen ein paar Seitensprünge, dann rasen sie weiter auf unseren Hügel zu. Im Galopp bergan, ein Ulanenoffizier, hinter ihm eine Ordonnanz.

Keuchend, dampfend, schaumbespritzt werden die Pferde gezügelt.

„Melde gehorsamst," klingt die helle Stimme des Offiziers, „daß soeben das Dorf Wolka genommen wurde!"

Die Generale nicken, als ob sie nichts anderes erwartet hätten. Ein paar kurze Worte hin und her, ein Blick auf die Karte, ein knapper Befehl, die Reiter preschen zurück, sausen über die Wiesen und Äcker und verschwinden im Wald.

Es war eine gute Sonntagsbotschaft. Der Löwe unseres Autos, das wir alsbald wieder bestiegen, schien nicht mehr so grimmig auszuschauen: er hatte eine zufrieden-vergnügte Miene!

XXIX.

Unter russischen Gefangenen.

Die Aussagen von Offizieren. — Das Bündnis mit Frankreich. — Der Wunsch des russischen Arztes.

Goldap, 5. November.

Eins—zwei, eins—zwei, eins—zwei; ich kenne diesen Tritt, der so fest und zuversichtlich zu meinem Fenster emporhallt. Einzelne Züge unserer Landwehr sind's, die zur nahen Kaserne marschieren, oder von ihr kommen. Eins—zwei, eins—zwei, eins—zwei, alles stramm in Reih und Glied, alles von echt soldatischem Gepräge, alles genau übereinstimmend in Waffen, Tornistern, Mänteln, bis zu den blauen Wasserbechern. Bald darauf Schlurren und Surren, unregelmäßiges Trampeln und Tapsen, Wuscheln und Huscheln. Das kenne ich auch; russische Gefangene, ihrer etliche hundert, eben von der Front eingetroffen, die man zur Beköstigung nach der Kaserne führt, von der sie dann zum Bahnhof gebracht werden.

Die Leute erinnern zum Teil an die bekannten Darstellungen vom Rückzug der großen Armee. Dieser humpelt einher, sich müde auf ein schmächtiges Bäumchen stützend, das er irgendwo ausgerissen hat, jener mit dem Arm in der Binde hat seinen Baschlik turbanartig um den Kopf gewunden, bei einem dritten, dessen Verband sich gelockert, sickert das Blut hervor, der vierte knüpfte sich die Fetzen seines Mantels um den Leib, die Uniform ist zerrissen, die Mütze sitzt hinten auf dem Kopf, einem fünften fehlen die Stiefel und er umwickelt sich die Füße mit einzelnen Teilen eines roten Bauernhemdes, den sechsten stützen zwei seiner Kameraden, völlig ermattet schleppt er sich nur noch mühsam fort. Alt

und jung, Europa und Asien in buntem Gemisch! Neben dem strammen, gesunden Bauern des mittleren Rußlands der kleine, müde Tatar, neben dem selbstbewußten Livländer der geduckte Lette, neben dem gelassen einherschreitenden Sibirier der vor Frost zitternde Armenier, neben dem gleichmütigen Polen der zufriedene Jude.

Nicht nur die Verschiedenartigkeit der Leute fällt auf, sondern auch die ihrer Ausrüstung. Dabei mag es ganz auf die mehr oder minder, häufig auch gar nicht bestechlichen Vorgesetzten angekommen sein, von denen sich die einen sorgsam darum gekümmert haben, wie ihre Truppen ins Feld zogen, die anderen überhaupt nicht oder sehr oberflächlich. So berichteten dieser Tage Infanteristen, daß ihre neu erhaltenen Stiefel schon nach einer Woche nichts mehr taugten, sie hätten sich ergeben, nur um sich nicht die Füße zu erfrieren. Ähnlich verhält sich's mit der Munition der Geschütze, denn es wäre sehr falsch, von einer gewissen, mit Sand gefüllten Sorte Granaten Schlüsse aufs allgemeine zu ziehen: unsere Lazarette und unsere in Brand geschossenen Dörfer und Städte erzählen anderes davon.

Die Uniformierung der russischen Soldaten ist sonst durchaus zweckmäßig und dem Gelände trefflich angepaßt. Die Offiziere bekamen noch bei der Mobilmachung einen Dienstkoffer, der oben ein abnehmbares, hölzernes, leichtes Bettgestell enthält, das mit einem Ruck auseinander zu klappen ist; oben aufgeschnallt sind zwei wollene Decken. Ein solcher mir gezeigter Koffer, dessen Nützlichkeit höhere Offiziere von uns erprobt haben, und der sich vielleicht auch für unsere Armee empfiehlt, trug die Nummer 26 720.

Wiederholt konnte ich in letzter Zeit den Vernehmungen der Gefangenen beiwohnen, die sich in ruhiger, freundlicher Weise vollzogen, und viel Fesselndes und Bemerkenswertes boten. Nicht ohne Humor sagten einige russische Offiziere: „Wir wundern uns jetzt nicht mehr, daß unsere Verpflegung und die Pflege unserer Verwundeten stockten; finden wir doch hier unsere Feldküchen, Lazarett- und Bagagewagen, und sehen hier zu Tausenden unsere Konservenbüchsen zerstreut — aber von Ihren Soldaten geleert!" Ein anderer meinte mit bitterem Lächeln: „Man schickte uns hierher, wohl damit wir hier das Frieren lernen sollen!"

Alle Gefangenen, die befragt wurden, sind froh, daß sie der Front entronnen sind; in den Schützengräben ging's ja noch, ehe der Frost eintrat, aber das Angreifen in offenem Kampf hatten sie schnell satt. Vor unserer Artillerie hegen sie eine große Furcht; durch ihr Feuer wurden viele Kompagnien schnell zur Hälfte aufgerieben. Alle rühmen die Behandlung durch die Begleitmannschaften, und die gute Beköstigung; sie sei besser als die in ihren Garnisonen. Namentlich die Deutsch-Russen aus den Ostseestädten machen vergnügte Gesichter; zum Teil waren sie als Reservisten nur vier Tage im Felde und hatten fortwährend an den Erdbefestigungen arbeiten müssen, dann wurden sie gefangen genommen. Wie sie erzählten, übten sie bisher zu Hause ihr friedliches Handwerk aus; sie hoffen, eine entsprechende Beschäftigung in Deutschland zu finden.

Übrigens werden die längs der Grenze untergebrachten Gefangenen vielfach zu Arbeiten verwendet: zur Reinigung der Straßen, Aufräumung der Brandstellen und Wohnungen, auch zur Herstellung von Verteidigungswerken. Sie sind willig und geschickt und wissen sich schnell zu verständigen. Sehr bezeichnend war eine Szene auf dem hiesigen Bahnhofe: Der etwa ein halb Dutzend Gefangene beaufsichtigende Landstürmer will sich sein Mittagessen holen: „Na, nun macht auch 'ne kleine Pause," sagte er zu den Beschäftigten. „Ich komme gleich wieder, bringe Euch auch was zum Knabbern mit. Aber kratzt mir nicht aus!" — „Nein, nein," ertönte die Antwort, „wo sollen wir denn auch hin? — Und dann denken wir gar nicht daran!"

Einem russischen Hauptmann, mit dem mein Begleiter sich des näheren unterhielt, merkte man seine Bewegung an, als er bewundernd von der Tapferkeit der deutschen Soldaten sprach: „Wir lagen sehr gedeckt in unseren Gräben, unmittelbar am Wald, wußten, daß wir nur sehr schwache deutsche Kräfte vor uns hatten. Einen ganzen Tag ging das Gefecht hin und her, das Ergebnis war schließlich, daß die Deutschen sprungweise herankamen bis auf 50 Meter. Ich hatte Befehl gegeben sie mit dem Bajonett zu empfangen und dachte, sie gefangen zu nehmen. Die Seitengewehre aufgepflanzt, stürmte die brave, kleine Schar heran mit solcher Wucht, daß wir eiligst in

unseren zweiten Graben gingen. Da hielten wir stand. Gefangene aber habe ich nicht gemacht. Wir alle bis zum letzten Mann waren hingerissen über diesen Todesmut. Wäre das bei uns gewesen, ich hätte jeden der Aufopferungsvollen zum Georgskreuz vorgeschlagen. Am nächsten Morgen glaubten wir nach der Aussage unserer Patrouillen, es mit einem geschwächten Gegner zu tun zu haben. Die Ihrigen aber hatten unbemerkt Verstärkungen herangezogen, auch Artillerie. Mit einem Male dröhnt es in unserem Wald, als ob die Hölle losgelassen sei. Das „Haubitzenfeuer" (so glaubte der Russe, es handelte sich aber um Mörser) war furchtbar, gewaltige Löcher wurden gerissen, der Luftdruck war so stark, daß wir umflogen. Als wir aufsprangen, um bessere Deckung zu suchen, wurden wir mit vernichtendem Schrapnellfeuer überschüttet. Das hielten die Unserigen nicht mehr aus, jede Disziplin schwand, sie ergaben sich."

Auch ein anderer Offizier meinte: „Gegen Ihre schwere Artillerie ist eben nichts zu machen. Unsere Infanterie sollte neue Stellungen einnehmen und sich an anderer Stelle einbuddeln. Den Befehl bekamen wir zu spät, denn als wir den betreffenden Punkt erreichten, ward es bereits hell. Wir erhielten Schützen- und Maschinengewehrfeuer, trotzdem befahl der Kompagniechef vorzugehen. Ich warnte ihn, es wäre eine verlorene Sache, aber er blieb dabei. Kaum rückten wir vor, da griff Ihre Artillerie ein — es kam, wie ich's gesagt hatte. Tot oder gefangen! Wir zogen das letztere vor!"

Einen sehr sympathischen Eindruck machte der Hauptmann eines Finnländischen Regiments, der bedauerte, nicht deutsch sprechen zu können; aber das erste, was er sich anschaffen würde, sobald er Gelegenheit dazu hätte, wäre eine deutsch-russische Grammatik. Er war überzeugter Russe und von strengem militärischen Pflichtbewußtsein erfüllt; er lobte seine Schützen, die nicht nur tapfer zu kämpfen, sondern auch tapfer zu sterben wüßten. „Wir alle sind Soldaten," sagte er, „wir sind hergeschickt worden und müssen gehorchen. Ich und die Offiziere meines Regiments sind empört über die Schandtaten der Kosaken; besonders die der Reserve und der Landwehr sind die schlimmsten Räuber. Außerdem taugen sie gar nichts als Soldaten und brachten von ihren Patrouillenritten

nie sichere Nachrichten mit. Wir verwenden jetzt dazu Dragoner, die sich weit besser dazu eignen. Die Kosaken schickten wir nach Haus, vielleicht werden sie jetzt dort besser gebraucht! Sie werden aber Ihren Truppen noch zu schaffen machen, wenn diese tiefer in unser Land eindringen sollten, namentlich die aktiven Kosaken." Mit Nachdruck hob er hervor: „Unsere Finnländer haben nie geplündert." Das hatte ich schon früher gehört.

In sehr merkwürdiger Weise verbreitete sich dann derselbe Offizier über das Bündnis mit Frankreich, wobei er betonte, daß seine Ansichten sehr viele Kameraden teilten: „Wir bereuen dieses Bündnis, das ein ganz unnatürliches ist. Wir als Soldaten können nichts gegen die diplomatischen und finanziellen Verhandlungen und Verpflichtungen tun und im Volk ist man sehr unzufrieden damit, hat vielfach auch gar keine rechte Empfindung dafür. Frankreichs Kultur ist eine so ganz andere als die unsere, zu den französischen Anschauungen und Sitten führt von uns keine Brücke. Weit größeres Verständnis haben wir für Deutschland, auch für das deutsche Militär: Ihre Offiziere sind uns immer als ritterliches Vorbild erschienen, wir haben für sie die richtige kameradschaftliche Empfindung. Eins wundert uns, daß die Deutschen Reims nicht mehr geschont haben." Mein Gefährte klärte ihn auf und fragte dann: „Also da wundern Sie sich? Aber wie steht es mit Lyck, mit Eydtkuhnen, Stallupönen, mit so vielen anderen unserer Städte, welche die Ihrigen ohne jeden Grund furchtbar verwüsteten?" — Der Hauptmann blieb die Antwort schuldig.

In unseren Lazaretten sind auch russische Ärzte beschäftigt. Einer von ihnen äußerte zu mir in zorniger Aufwallung: „Ich wünschte nur eins, daß ich einmal Iswolski, Sassanow und andere unserer Diplomaten hierher führen könnte, zu den Verwundeten, den Verkrüppelten, den Sterbenden!"

XXX.

An den Masurischen Seen.

Wie oft, wie oft gedachte ich in all diesen rauhen Herbst- und Winterwochen des letzten Sonntagabend im August. Im Laufe des Tages hatte sich mir damals eine Überfülle der buntesten, wechselvollsten, erschütterndsten Bilder und Szenen dargeboten. Den „männermordenden Krieg" hatte ich in seiner ganzen Furchtbarkeit kennen gelernt. Hunderte toter Krieger, die noch am Tage vorher sich des goldenen Sonnenlichts gefreut hatten und deren Augen nun für immer geschlossen waren, zerstampfte Felder, vernichtetes Hab und Gut, zerstörte Häuser und Gehöfte und ein zum Teil bereits ausgebranntes, zum Teil noch in Flammen stehendes Städtchen: Hohenstein. Dann, nach vielen Stunden heimgekehrt in das behagliche Bürgerquartier in Osterode, war die hastende Arbeit gekommen, um das Gesehene und Erlebte zu schildern. Weniger das Empfundene. Das drängte sich erst jetzt auf in seiner ganzen Frische und Schwere, als ich am See stand, an dem das alte Städtchen liegt. Die hingestreckten Krieger, die Verwüstungen, die lodernden Feuergarben und inmitten all dieses wilden Durcheinander die langen Kolonnen und kleineren Reitertrupps unserer Soldaten, die neuen Gefahren, neuem Ruhme, vielleicht auch vernichtendem Geschick entgegenzogen! —

Die in das Innere gerichteten Blicke aber wurden allmählich ganz von selbst nach außen gelenkt. Die weite, stille Wasserfläche, in deren hohen Schilfstauden der Wind leise raschelte, die langen, schweigenden Waldungen da drüben, am staubig-dunklen Himmel die letzten roten Wolkengrüße der scheidenden Sonne, und dort

bereits der Mond mit mildem Licht, tiefer Friede ringsum — — nie habe ich die besänftigende Heiligkeit der Natur derart empfunden, wie in jenen eben noch so erregten und bewegten Minuten, nie aber auch so die eindrucksvolle, etwas melancholische Schönheit der ostpreußischen Landschaft.

Oft genug war die Lockung ergangen, sie kennen zu lernen, da sie eines Besuches wahrlich wert sei. Was in Friedenszeiten nicht möglich gewesen, der Krieg hatte es gebracht, mehr, als ich's sonst je hätte ausführen können. Seit fast drei Monaten durchstreife ich, von mehreren Vorstößen nach Rußland hinein abgesehen, diese Gefilde, bald hier, bald da Rast machend, fast stets in enger Fühlung mit der Bevölkerung. Und immer wieder gebe ich mich auf den oft langen Fahrten dem Banne dieses deutschen Gaues hin, der einem Jeden so reiches, so mannigfaches bietet in Dorf und Stadt, im ernsten Tannenforst und im rauschenden Laubwald, auf den vom Heidekraut rötlich überhauchten Lichtungen und an den blauenden Seen, die uns überall entgegenleuchten, klar und wahr, gleich einem herzlichen Willkommen, gleich dem festen Druck einer treuen Freundeshand.

Wie sie unsere steten Begleiter sind, so auch Geschichte und Sage. An der Hand verbürgter Chroniken, und am immerwährenden Webstuhl ihre Fäden spinnend, durchdringen sie das Gefühlsleben des Volkes. Von hochgemuten, selbstbewußten, trotzigen Männern erzählen uns die Schlösser in den Städten, welche die deutschen Ordensritter errichteten; vom frommen, zielbewußten Bürgersinn die stattlichen Kirchen, die gleichzeitig entstanden; von regstem Handel und Wandel die Giebelhäuser an den breiten Marktplätzen und in den winkligen Straßen, durch die einst die von Soldknechten begleiteten, hochbepackten Kaufmannswagen rollten, um vom Rhein und der Elbe und der Weser her die wertvollen Güter nach dem nahen Lande der Moskowiter zu bringen. Und in den Schlössern, in den Kirchen und in den Bürgerhäusern wie an den Herden der Dörfler hockt Frau Saga, und wo ihre verläßlichere Schwester, die Historia mit gewollt verhaltenem Atem oder starr aufgedrücktem blutigem Siegel schweigt, da läßt sie ihre Mären gleich den weißen Fäden des Altweibersommers dahinflattern. Und wie diese

haften bleiben, so auch ihre von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr getragenen Überlieferungen. Nicht von Elfen in verschwiegener Mondscheinnacht, nicht von Nixen am träumenden Weiher erzählen sie, nein, von Schwerterklirren und Schilderhebung in den düsteren Grüften, deren verwitterte Grabsteine das Ordenskreuz zeigen, in dessen Zeichen einst das heidnische Preußenland erobert und unterworfen ward, von dem schlafenden Heer, dessen unendliche Lagerstätten die schier endlosen, dichten Waldungen bedecken, in denen es plötzlich aufglimmen wird von starker Wehr und gleißenden Waffen, in denen es jäh lebendig werden wird vom hallenden Schritt Tausender und Abertausender, die ihr Heerführer gerufen, um die Heimat zu schirmen gegen die vom Osten herüberwallende feindliche Flut der Barbaren!

Was Frau Saga geraunt, es ist Wirklichkeit geworden! Stunde um Stunde, Tag um Tag, Woche um Woche zogen und ziehen sie dahin, die gewappneten Scharen der Söhne unseres Volkes. Eines Heldenvolkes fürwahr! Wie hallt ihr fester Marschtritt wider, wie blinken die Augen, wie mannhaft ist ihr Wesen. Die Kraft der Nation, der wir mit Stolz angehören, drückt sich in ihnen aus. Unerhörtes haben sie geleistet, mit selbstverständlicher Sicherheit, mit ruhig-freudiger Pflichterfüllung, mit einer Hingebung ohnegleichen! Jeder ein Held! Wer könnte es besser beobachten, als wir, die wir berufen sind, mit der Feder die kurzen amtlichen Telegramme zu vervollständigen, zu schildern, was jedes Tages Kreislauf bringt? Und die wir seit einer reichen Zahl von Wochen mit und unter diesen Helden leben, sie beobachten, sie kennen gelernt haben auf blutiger Walstatt, während die Geschütze ihre vernichtenden Geschosse dem Feinde zusandten; die wir sie sahen auf dem schnell gebildeten Schmerzenslager aus Stroh, wie der rote Lebenssaft hervorsickerte aus dem flüchtigen Verbande; in den Lazaretten unter sorgsamer Pflege, auf dem Marsche, zum Kampfe und zurück beim Transport der Gefangenen, während der Ruhe, am Wegesrand und im Feindesland, in Ortschaften und in Städten.

Hier erst im Felde lernt man so recht das Seelenleben des Soldaten, des deutschen Soldaten kennen. Die Mehrzahl hat nie etwas vom kategorischen Imperativ des Königsberger Weisen vernommen, aber er ist unbewußt ein Teil von ihnen, er regelt bei ihnen alles, braucht

sie gar nicht erst anzuspornen zu Außerordentlichem, er ist eben da! — Aus diesem ganz natürlichen „es muß sein, folglich wird es sein!“ geht die auffallende Bescheidenheit hervor, mit welcher die einzelnen von ihren Taten berichten, die für sie gar nichts Besonderes sind, die eben ausgeführt wurden, weil sie ausgeführt werden mußten. „Achtzig Schritt waren wir vor einer Batterie, die ihre Granaten gegen uns schleuderte, wir lagen am Waldesrand, unser Hauptmann und unsere Leutnants fielen. Das ging so nicht weiter, sagten wir uns. Da sprangen wir alle auf, stürmten vor und machten die Kerls, die uns so viel Schaden zugefügt hatten, nieder,“ erzählte mir in Neidenburg ein Hesse. Es schien ihm das Einfachste von der Welt zu sein, eine feuernde Batterie zu nehmen! Und jener Thorner Pionier, der mich auf dem Allensteiner Bahnhof ansprach: „Hören Sie mal, Herr Berichterstatter, ich muß Ihnen doch mal eine ganz freche Sache erzählen,“ er plauderte lachend, wie er mit dreihundert versprengten Kameraden in der Schlacht bei Tannenberg einen Angriff auf die starke Vorhut eines ganzen Armeekorps gemacht hatte, wie hundert dabei gefallen und die übrigen schleunigst in die schützende Hut des Waldes zurückgegangen seien: „Ne, waren wir Frechdachse, was? Wir paar Mann auf ein ganzes Armeekorps!“ —

An niedergebrannten Dörfern marschieren die Unseren vorüber, sie sehen die unbeschreiblichen Verwüstungen, die dem blühenden Lande zugefügt wurden, sie hören von den grauenhaften Scheußlichkeiten der Russen; wohl umspannt die Faust fester den Kolben des Gewehrs, wohl wird manch kerniger Fluch laut, wohl ertönt ein drohendes: „Wir werden's euch heimzahlen!“ aber ich habe nie gesehen, daß dieser, so durchaus berechtigte Zorn an den Gefangenen ausgelassen wurde. Und welch Gesindel befindet sich oft darunter, welche Galgenvögel, denen man das schlimmste zutrauen kann! Auch hier zeigt sich das Mitleid: dieser und jener unserer braven grauen Jungens teilt seinen schmächtigen Kommißbrotvorrat mit den Gefangenen und holt ihnen vom nahen Brunnen einen Becher erfrischenden Trunkes.

Das sind unsere braven, grauen Jungens, tapfer im Streit, miteinander treu Freud und Leid teilend, nachsichtig zu den Unter-

legenen. Mit unvergänglichem Ruhme haben sie dies ostpreußische Land umkränzt. Und haben dafür gesorgt, daß auf diesen blutgetränkten heimischen Fluren Frau Historia und Frau Saga neue Aufgaben erhielten! Noch nach Jahrhunderten werden sie lauschenden Geschlechtern verkünden von den Helden, die zwischen den Masurischen Seen aufgetaucht waren, von ihren Taten, und von dem erwachten Heere, das die Heimat geschützt und den Sieg in Feindesland getragen hatte. Mit stiller Ehrfurcht, heilige Dankbarkeit im Herzen, werden sich die Augen der Nachkommenden auf die vielen, vielen moosbewachsenen kleinen Hügel richten auf Wiesen und Äckern, im Wald und am See, unter denen Jene ruhen, die mit der freudigen Darbietung ihres Lebens sprießende Saat erneuter Größe des Deutschen Reiches ausstreuten!

Inhalt.

Seite

I. Abschied. — Auf der Fahrt. — In Westpreußen 5
II. In Dirschau. — Militärisches Leben. — Flüchtlinge. — Zuversicht . 9
III. Fromme Weisen. — Auf der Straße. — Bahnhofsleben. — Was die Verwundeten erzählen 15
IV. In Marienwerder. — Zu hastige Entschlüsse. — Die Russenfurcht. — Nach Deutsch-Eylau 23
V. Verwundete. — Ihre Erzählungen von den letzten Kämpfen. — Russische Spionage. — Deutsche Helden 28
VI. Osterode. — Großer Sieg! — Gerettet, gerettet! 32
VII. Auf dem Schlachtfelde von Hohenstein. — Unsere Landwehr. — Der Sieg 34
VIII. Die Schlacht bei Tannenberg. — Einzelheiten. — Näheres von der Erstürmung Hohensteins 39
IX. Generaloberst von Hindenburg. — Das A. O. K. — Der gefangene russische General. — Im Garnisonlazarett 42
X. Sedantag. — Aus der Chronik Osterodes. — Vergangenheit und Gegenwart. — Vom Roten Kreuz 47
XI. Nach Allenstein. — Die Stadt während der Russenzeit. — Ausverkauft! 54
XII. Kriegsspuren. — In Grieslienen. — Erinnerungen an die letzten Kämpfe 61
XIII. Auf den Spuren der neuen Vandalen. — Rössels Russenzeit. — Der Kriegsbürgermeister. — Unsere Flieger 66
XIV. Vor der Schlacht bei Drengfurth. — Während des Kampfes. — Der Bismarck-Turm 74
XV. Die Kämpfe bei Gerdauen. — Was der Gutsverwalter erzählt. — Die Berichte unserer Soldaten 80
XVI. Von Gerdauen nach Nordenburg. — Wie die Russen in Nordenburg „gewohnt". — Die Einbringung der Gefangenen. — In der Kirche 85
XVII. Zwischen Nordenburg und Insterburg. — Den Russen nach. — Im brennenden Stallupönen. — Russische Greuel 90
XVIII. Aus Insterburgs Russenzeit. — Großfürst Nicolai-Nicolajewitsch und General von Rennenkampf. — Der Zeppelin! 96

XIX. Nach Rußland. — Diesseits und jenseits der Grenze. — In Wilkowischki 102
XX. Die Russen in Lyck. — Geiseln und Gelder. — Die Landwehr-Division von der Goltz 109
XXI. Wieder in Rußland. — Auf den Kampfpfaden der Landwehr. — In Suwalki. — Deutsche Verwaltung 113
XXII. Das Ungewisse. — Die Furcht. — Die tote Stadt 119
XXIII. Die Kämpfe auf russischem Boden. — Ossowez, Augustowo und Suwalki. — Was Flieger und Autolenker erzählen 127
XXIV. Von neuem nach Rußland. — Flammenzeichen. — Im russischen Granatfeuer. — Das Ringen vor Wilkowischki 132
XXV. Durch die Rominiener Heide. — Im äußersten Schützengraben. — Der Kriegsofen 140
XXVI. Die Kämpfe bei Marggrabowa. — In dreifachem feindlichen Feuer. — Tagesschluß 152
XXVII. Mit dem Oberbefehlshaber der Armee, General der Infanterie von François. — Armes Lyck. — Von Lyck nach Grajewo . . . 160
XXVIII. Wieder nach Rußland hinein! — Beim Kruzifix. — Kampfbilder 166
XXIX. Unter russischen Gefangenen 171
XXX. An den Masurischen Seen 176

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.